



Seibenunddreissigster Jahrgang.

16. Heft.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Am Belt.

Roman

von

Gregor Samarow.

Sechzigstes Kapitel.

Die Gräfin war nicht minder erstaunt über die Begegnung mit dem Baron als dieser selbst, nur war die Verwunderung, die auf ihrem Gesicht lag, frei von dem Ausdruck des Schreckens, den die Miene des Barons zeigte, der völlig fassungslos da stand, während Frau Hansen der Gräfin entgegensteuerte und deren Händedruck, zwar sich tief verneigend, aber doch mit einer gewissen herzlichen Vertraulichkeit erwiderte, ohne das über ihrem Gesicht zusammengezogene Schleiertuch zu öffnen.

„Welch wunderbares Zusammentreffen!“ sagte die Gräfin, über des Barons Bestürzung lächelnd; „ich hätte alles andere eher erwartet, als Sie hier zu sehen. Ich wußte nicht, daß meine Freundin, nach deren Befinden ich mich zu erkundigen komme, auch Ihnen bekannt sei und daß Sie im Verkehr mit ihr stünden; doch das freut mich herzlich, denn sie konnte ja in der einsamen Zurückgezogenheit, die sie gewählt hat, keinen besseren Schutz finden, als den Ihrigen.“

„Nun, ich glaube nicht,“ sagte Frau Hansen mit hartem, höhnischem Ton, „daß der Herr Baron von Blomstedt besonders geneigt sein möchte, mir seinen Schutz zuzuwenden, wenigstens möchte ich nach der Unterredung, die eben zwischen uns stattfand, lieber anderswo den Schutz suchen, den ich vielleicht gegen ihn bedürfen möchte, wenn er die Macht hätte, seine Absichten gegen mich auszuführen.“

Die Gräfin wurde ernst.

„Es scheint,“ sagte sie, „daß ich zu keinem glücklichen Moment gekommen bin; ich bin nicht gewöhnt, mich in die Geheimnisse auch meiner besten Freundinnen neugierig einzudringen, und wenn ich stören sollte —“

„Durchaus nicht,“ fiel Frau Hansen lebhaft ein; „ich habe hier keine Geheimnisse mit dem Herrn Baron von Blomstedt, die ich meiner hilfreichen Freundin und Beschützerin zu verbergen hätte.“

Der Baron hatte seine Fassung wiedergefunden.

„Auch ich, Frau Gräfin,“ sagte er, „habe keinen Grund, Ihnen die Veranlassung meines Besuches in diesem einsamen Hause zu verbergen, und wenn diese Dame hier unter Ihrem Schutz steht —“

„Sie ist meine Freundin,“ fiel die Gräfin mit scharfer Betonung ein, „meine beste, vielleicht auch meine einzige Freundin.“

„Und jedenfalls,“ rief Frau Hansen, ihre Hand drückend, „auch die dankbarste.“

„Nun denn,“ fuhr der Baron fort, „so darf ich mir doch vielleicht zu dieser unerwarteten Begegnung Glück wünschen und hoffen, daß dieselbe dazu beitragen möchte, die eben nicht sehr freundliche Unterredung mit Frau Hansen zu einem befriedigenden Abschluß zu führen.“

„Ich habe keine Erklärung verlangt,“ sagte die Gräfin. „Und doch bitte ich Sie, dieselbe anzuhören,“ er-

„Meine Unterredung mit Frau Hansen,“ begann der Baron, „war in der That wenig erfreulich, denn sie hatte die Erfüllung eines Wunsches, einer dringenden Bitte rücksichtslos abgeschlagen, einer Bitte, deren Begründung und Berechtigung gerade Sie, Frau Gräfin, besser als irgend ein anderer begreifen und würdigen werden.“

„Ich höre,“ sagte die Gräfin, während Frau Hansen, ihr Spitzentuch noch dichter zusammenziehend, sich auf ihren Platz am Fenster setzte.

„Sie erinnern sich, Frau Gräfin,“ fuhr der Baron fort, „der so peinlichen und für mich so ganz besonders schmerzlichen Scene, welche gestern in Glücksburg an der Tafel Seiner Majestät stattfand.“

Die Gräfin horchte hoch auf, sie schien nicht zu begreifen, wie diese Einleitung mit ihrer Freundin zusammenhängen könne.

Auch Frau Hansen, welche bisher unbeweglich dagestanden hatte, beugte sich wie lauschend vor.

Der Baron fuhr fort:

„Seine Majestät hatte die Gnade, einem Wunsche von mir, der ihm bekannt war und den er billigte, entgegenkommen zu wollen; die bellagenerwarte Ablehnung, welche dies allerhöchste Entgegenkommen bei meinem Sohn und der Gräfin Mathilde stören fand —“

„Die jungen Leute waren überrascht,“ sagte die Gräfin wie entschuldigend.

„Seine Majestät glaubte, daß die Sache bereits weiter vorbereitet sei, Ihr Herr Sohn möchte fürchten, daß ihm die freie Entschließung genommen werden solle, es war ein unglücklicher Zufall, weiter nichts, ich habe das dem Könige erklärt und er sieht die ganze Sache jetzt ebenso an und bedauert nur, daß er durch seinen Irrtum Ihren Wünschen, die er fördern wollte, hinderlich gewesen ist.“

„Nein, Frau Gräfin, nein,“ sagte der Baron kopfschüttelnd, „so ist es nicht; es war nicht die Ueber-raschung, nicht die Besorgnis, in seiner freien Wahl beschränkt zu werden, welche meinen Sohn dazu trieb, Seiner Majestät so schroff ablehnend zu antworten; nein, Gräfin, es war ein

anderes, ein ernstes Hindernis vorhanden, ein Hindernis, dessen Beseitigung ich hier suche. Mein Sohn steht in nahen Beziehungen zu dieser Dame hier und ihrer Tochter, die er in romantischer Jugendverirrung zu lieben meint.“

„Weta!“ rief die Gräfin, „das war es —“

Sie blickte Frau Hansen fragend an.

„Es ist so,“ sagte diese; „der Herr Baron von Blomstedt,“ fügte sie bitter hinzu, „kennt und begreift freilich



Die Apotheke von Michel Schupbach in Langnau (Schweiz) im Jahre 1778. (S. 376.)

widerte der Baron, mit einem flüchtigen Blick auf Frau Hansen.

„Ich habe keinen Grund,“ sagte Frau Hansen, „die Erklärung des Herrn von Blomstedt zu scheuen.“

Sie schob der Gräfin einen Divan hin und diese ließ sich mit einem leisen Seufzer nieder, indem ihre Miene deutlich zeigte, daß diese ganze Scene, der sie nicht mehr ausweichen konnte, ihr peinlich und unangenehm sei.

solche romantischen Jugendträume nicht, er versteht es nicht, wie man sie ernst nehmen möchte."

"Frau Hansen hatte mir versprochen," sprach der Baron hastig weiter, "die Besuche meines Sohnes nicht mehr zu dulden, sie hat ihm zwar ihr Haus verboten, aber sie hat ihm auch gesagt, daß dies auf meinen Wunsch geschehe. Sie werden es verstehen, Gräfin, daß er erbittert war und daß diese Erbitterung die gestrige Scene veranlaßte. Ich bin nun gekommen, um Frau Hansen nochmals zu bitten, diese Gegend zu verlassen, meinem Sohn ihre Spur zu verbergen und auf diese Weise jener Verirrung ein Ende zu machen, welche doch niemals zu irgend einem Ziel führen kann, wie Sie begreifen werden."

"Ich begreife das nicht so ganz ohne weiteres," fiel die Gräfin Danner, den Kopf emporwerfend, ein, "ich am wenigsten, da ich doch ein lebendiges Beispiel bin, daß die Schranken, welche die Welt aufgerichtet, nicht unübersteiglich seien."

"Es gibt Ausnahmeverhältnisse," erwiderte der Baron mit leichter Verlegenheit, "welche sich nicht wiederholen. Genug, die Anwesenheit dieser Dame und ihrer Tochter hier in der unmittelbaren Nähe von Hagenberg ist das Hindernis für die Erfüllung meiner lange gehegten, wohl überlegten und von Seiner Majestät gebilligten Wünsche. Ich habe für ihre Entfernung von hier einen Preis geboten, der die Zukunft des jungen Mädchens sicher stellen soll — ich verlange, bei Gott, nichts umsonst und meine Dankbarkeit wird sich bei jeder Gelegenheit von neuem betätigen. Nun, Frau Gräfin, kennen Sie den Zweck meines Besuches, und ich glaube hoffen zu dürfen, daß Sie meine Bitte unterstützen und diese Dame, die Sie Ihre Freundin nennen, zur Annahme meiner Vorschläge bestimmen werden."

Die Gräfin blickte traurig auf Frau Hansen, welche gesenkten Hauptes unbeweglich da saß.

"In der That," sagte sie, "wenn es so ist, wenn die beiden jungen Leute doch keine Hoffnung für ihre Liebe haben, so scheint es mir fast besser, ein Ende zu machen. Auch der König wünscht die Verbindung des jungen Baron von Blomstedt mit der Gräfin Stören, und da wäre es denn wohl auch für die arme Meta am besten, wenn ihr hier fortginge, für einen verborgenen, sicheren Aufenthalt will ich sorgen und —"

"Es handelt sich nicht um die arme Meta," rief Frau Hansen, heftig aufstehend, "ihr Herz hat mit dieser ganzen Sache nichts zu thun, sie hat an dieser romantischen Verirrung, von welcher der Baron spricht, keinen Teil, sie liebt den jungen Herrn von Blomstedt nicht, ihr ist er, bei Gott, ganz gleichgültig, und wäre er es nicht, so würde er lange schon mein Haus nicht mehr betreten haben, ehe der Baron mich mit seinem Besuch beehrt hat. Ich habe, fuhr sie, schnell mit einer gebieterischen Handbewegung jede Einrede zurückweisend, fort, "ich habe dem Herrn Baron erklärt, daß niemals von einer Verbindung, ja auch nur von einer gegenseitigen Liebe zwischen seinem Sohn und meiner Tochter die Rede sein könne und sein solle, ich habe ihm versprochen, die Besuche seines Sohnes, der meine Tochter nie anders als in meiner Gegenwart gesehen, zu verbieten, und ich habe mein Wort gehalten, was also verlangt er noch mehr! Was er wünscht, werde ich nicht thun, ich werde nicht vor ihm fliehen und die Verfolgung, mit der er mir gedroht hat, verachte ich!"

"Ich aber werde," sagte der Baron, indem zurückgehaltener Grimm in seiner Stimme grollte, "für die Zukunft meines Hauses mit aller Kraft kämpfen und alle Mittel anwenden, die mir nur irgend verfügbar sind, und Sie werden mit mir überzeugt sein, Frau Gräfin, daß der König die Pflicht nicht verkennen wird, einen seiner ersten und treuesten Edelleute auch mit seiner Autorität zu unterstützen."

Die Gräfin stand auf und trat zu Frau Hansen heran. Sie legte den Arm um ihre Schulter, beugte sich zu ihr herab und sagte sanft:

"Glaube mir, Helene, wie die Sachen liegen, ist es besser, Du gibst nach, besser für Dich und für uns alle, ich selbst bitte Dich darum. Vergiß, was Dich hat kränken können, ich riet Dir ab, an diesem Aufenthalt war nichts besonders Fesselndes, ich will Dir in der Verborgenheit ein schöneres Asyl finden."

"Und wenn ich gerade hier," rief Frau Hansen, "finden könnte, was ich seit Jahren suche, wenn ich's schon fast gefunden hätte?"

Sie ließ ihr Haupt wieder tief herabsinken und sah eine Zeit lang schweigend da, ihre Brust arbeitete in schweren Atemzügen und einzelne abgebrochene und unverständliche Worte klangen von ihren Lippen.

Endlich machte sie sich fast rauh und heftig von der Gräfin los, welche noch immer, wie beruhigend, den Arm um ihre Schulter geschlungen hatte, und sagte, während sie in den Schatten des Fensters trat, so daß ihr Gesicht vollkommen beschattet wurde:

"Gut, Frau Gräfin, Ihrer Bitte muß ich wohl gewähren, was ich weder dem unwürdigen Kaufpreis noch den Drohungen des Barons jemals zugestanden hätte; aber nicht so soll es sein, wie er es verlangt, nicht in feiger Flucht, wie eine Schuldige, will ich von hier verschwinden, ich will es vielmehr in des Barons Hand legen, durch ein einziges Wort seinen Sohn für immer von der

romantischen Verirrung zu heilen, die seine Pläne durchkreuzt; aber bevor ich dieses Wort spreche, muß der Baron mich kennen, um mir zu glauben — er weiß nichts von mir, als daß ich eine einsame, unbekannte Frau bin, die er durch Drohungen und Versprechungen glaubt nach seinem Willen zwingen zu können — sagen Sie ihm, wer ich bin, Gräfin, erzählen Sie ihm meine Geschichte, damit er mich kennen lernt, wie Sie mich kennen."

"Sie wollen es, Helene?" sagte die Gräfin zögernd. "Ich will es, ich bitte Sie darum, erzählen Sie dem Baron meine Geschichte, wie Sie sie kennen, damit er weiß, wer ich bin, damit er weiß, daß ich mich nicht fürchte und nicht erkaufen lasse, ich will kein Geheimnis, ich habe nichts zu scheuen und nichts zu verbergen; sprechen Sie, Frau Gräfin, ich bitte Sie darum!"

Der Baron verneigte sich gegen die Gräfin, er schien wenig neugierig auf die Lebensgeschichte dieser unbekannten Frau, doch war er entschlossen, um jeden Preis zu Ende zu kommen und seinen Zweck zu erreichen, wozu ihm der unerwartete Beistand der Gräfin neue Hoffnung gab.

Die Gräfin begann:

"Um die Geschichte meiner Freundin Helene, wie sie es von mir verlangt, zu erzählen, Herr Baron, muß ich auch auf meine eigene Vergangenheit zurückkommen. Ich scheue das nicht," sagte sie stolz, "alle Welt kennt mein Leben, und ich darf wenigstens das eine von mir sagen, daß ich besser bin, als das Bild, das meine Feinde von mir malen. Nun denn," fuhr sie fort, "ich war, wie Sie wissen, Mitglied des Ballets am Theater in Kopenhagen, mit mir auf demselben Flur wohnte eine junge Nähterin, sie war die Tochter eines kleinen Kaufmanns, der in den Geschäften zurückgekommen und verarmt war. Ihre Eltern hatten ihr eine sorgfältige Erziehung geben lassen, sie waren dann schnell hintereinander gestorben und hatten das Mädchen als hilflose Waise zurückgelassen, sie aber war tapfer, sie suchte und fand Arbeit in einem Geschäft der Hauptstadt und lebte bescheiden, aber doch ohne Sorge von dem geringen Ertrage ihrer Nadelarbeit, sie war schön in der That und trotz des schweren Schicksals, das sie getroffen, fröhlich und von gläubiger Hoffnung, daß Gott sie in der Zukunft nicht verlassen werde. Als Zimmer-nachbarrinnen wurden wir mit einander bekannt und bald befreundet. Eines Tages gestand sie mir erröthend, daß sie liebe — ein vornehmer Herr hatte, als sie eines Tages über die Straße ging, einen schnell heranziehenden Wagen aufgehalten, der sie nicht bemerkt hatte und der im Begriff war, sie niedergzuwerfen. Die Geschichte war einfach, sie waren sich wieder begegnet, ihr junges Herz hatte sich ihm zugewendet, sie glaubte an ihn, wie sie an Gott glaubte, er hatte ihr gesagt, daß die Rücksichten auf seine Familie das Geheimnis für ihre Liebe notwendig mache. Wohl hatte er ihr nicht mit bestimmten Worten versprochen, sie zu seiner Gemahlin zu machen, aber sie mußte das aus seinen Reden und Beteuerungen von ewiger Liebe schließen, ihr Herz war ja so rein und vertrauensvoll. Es verging einige Zeit, da verließ sie ihre Wohnung, ihr Geliebter verlangte, wie sie mir sagte, daß sie ein kleines Haus in der Vorstadt bezöge, das er für sie gemietet, bis die Verhältnisse gestatten würden, den Schleier des Geheimnisses zu lösen. Ich sah sie nur selten und jedesmal, wenn ich ihr begegnete, strahlte die Seligkeit der Liebe aus ihren Augen; erröthend, aber doch mit freudigem Stolz versicherte sie mich, daß sie glücklich, unendlich glücklich sei."

Der Baron war befangen; unruhig rückte er auf seinem Stuhl hin und her, mit eigentümlichem, forschendem Blick versuchte er den Schleier zu durchdringen, den Frau Hansen noch dichter um ihr Gesicht zusammengezogen hatte.

"Einige Zeit war vergangen," fuhr die Gräfin fort, "lange hatte ich meine Freundin nicht gesehen; ich hatte das Theater verlassen und durch die Unterstützung eines Freundes ein Puhgeschäft etablirt, das guten Fortgang nahm und mir reichliche Erträge abwarf; da erschien eines Tages meine Freundin bei mir, sie war bleich, ihre Augen vom Weinen gerötet, der frische Schmelz der Jugend lag nicht mehr auf ihrem von Kummer und Sorge durchfurchten Gesicht, ihr kindlich glückliches Lächeln war schmerzlich und bitter geworden, es war wieder dieselbe Geschichte, wie sie ja so oft vorkommt, sie war verlassen und verarmt, sie hatte eines Tages in einem Zeitungsblatt, das der Zufall in ihre Hände brachte, die Verlobung ihres Geliebten mit einer vornehmen Dame des hohen Adels gelesen, noch glaubte sie sich zu täuschen; ihr Geliebter kam, sie zeigte ihm das Blatt, er gestand lächelnd die Wahrheit und versprach ihr, sie nie zu vergessen und großmütig für sie zu sorgen. Voll Entrüstung wies sie ihn zurück; er brachte ihr Geld, sie schleuderte es vor seine Füße, er bot ihr noch einmal durch einen Vermittler große Summen, sie wies alles zurück, sie verließ ihre Wohnung und kam zu mir, der einzigen Freundin, die sie auf Erden hatte, sie bat um Arbeit in meinem Geschäft, um mutig und stolz, wie sie war, den Kampf mit dem Leben aufzunehmen, der um so schwerer war, da sie fühlte, daß sie Mutter werden würde, was sie dem, der ihre Liebe verriet, verschwiegen hatte."

"O mein Gott," rief der Baron, indem er aufsprang und die Hände vor seine Stirn drückte, "mein Gott, wäre es möglich, das wäre die Wahrheit, das wäre nicht Lüge!"

Die Gräfin sah ihn verwundert an. Ein Blick des Verständnisses sprühte in ihren Augen auf.

"Nun," fuhr sie fort, "ich nahm sie auf, sie nahm keine Wohlthat von mir an, sie arbeitete unermüdet, so sehr ich sie auch beschwor, sich zu schonen. In meinem Hause wurde die kleine Meta geboren."

"Entsetzlich," rief der Baron, "entsetzlich, wenn es so wäre!"

"Die Zeit verging. Ein braver Mann, den ich von früher her kannte und der mich zuweilen besuchte, bewarb sich um ihre Hand; auf meinen Rat, um ihres Kindes willen, nahm sie den Antrag an, sie wurde so glücklich, als sie es nur sein konnte, aber ihr sonnenfrisches Kindergemüth war verbüstert und verhärtet. Sie erfüllte ihre Pflicht bis auf das kleinste, aber nie wieder strahlten ihre Augen in dem hellen Licht der früheren glücklichen Tage; ich sah sie selten, mein Schicksal führte mich auf die Höhe des Lebens, ein Glück, das ich nicht verdient habe, aber zu verdienen strebe, indem ich alles aufbiete, um meinen Herrn glücklich zu machen, der mich so hoch zu sich erhoben hat. Da eines Tages suchte sie mich wieder auf, ihr Mann war gestorben, sie stand abermals allein, aber sie war nicht hilflos, er hatte ihr ein kleines Vermögen hinterlassen, sie wollte die Residenz verlassen, sie sagte mir, daß sie hier in der Gegend ein kleines Besitzthum zu kaufen beabsichtige, und bat mich um meinen Einfluß zur Erleichterung ihrer Niederlassung. Natürlich that ich alles, was ich vermochte, ich sprach mit dem Minister, alles wurde leicht und glatt geordnet, und bald erhielt ich die Nachricht, daß sie hier eine stille, verborgene Heimat gefunden habe. Als ich im nächstfolgenden Herbst mit meinem hohen Herrn nach Glücksburg kam, suchte ich sie auf und freute mich ihres traulichen Geheimnisses, obgleich ich bebaute, daß Meta in dieser Einsamkeit ihre Jugend verbringen mußte. Die Einsamkeit," antwortete sie mir, "wird sie vor den Erfahrungen ihrer Mutter schützen," und ich hatte darauf nichts zu erwidern. Meine Geschichte ist zu Ende, Herr Baron, sie verläuft im Saabe der ruhigen Gewohnheit des Lebens. In jedem Jahr, wenn ich hieher kam, suchte ich meine Freundin auf und freute mich des stillen Friedens, den sie hier gefunden. So ist es gekommen, daß Sie mir hier begegneten, und ich sehe zu meinem Schmerz, daß die Einsamkeit, welche meine Freundin hier aufgesucht hatte, dennoch nicht ungetrübt geblieben ist."

"Und," fragte der Baron, "Sie haben keine Namen genannt, wer war es, der —"

"Ich konnte keine Namen nennen," erwiderte die Gräfin, den Baron scharf fixirend, "weil ich ihn nicht kenne, niemals hat ihn meine Freundin mir genannt; sie wollte, daß er in dem Abgrunde der Vergessenheit und der Verachtung begraben bleiben solle."

Schnell trat Frau Hansen vor.

"Ich danke Ihnen, Frau Gräfin," sagte sie; "der Baron weiß nun durch Ihr glaubwürdiges Zeugnis, wer ich bin, jetzt ist es an ihm, sein Wort zu halten! — Ja, Herr Baron von Blomstedt," rief sie, indem sie das Schleiertuch weit auseinanderhob, "so daß ihr bleiches Gesicht mit den flammenden Augen im vollen Lichte sichtbar war, "ja, Herr Baron, ich bin Helene Peterfen und Meta ist meine Tochter und die Tochter des Mannes, der mein Vertrauen feige betrog, der mir schnödes Gold für meine Liebe bot und der auch jetzt mit schnödem Golde um die Liebe seines Sohnes handeln will. Hier lege ich das Mittel in Ihre Hand, das Hindernis Ihrer stolzen Pläne für immer zu beseitigen. Gehen Sie hin, Herr Baron, erzählen Sie Ihrem Sohn, was Sie eben von der Gräfin gehört, nennen Sie ihm den Namen des Glenden, der ein Menschenleben feige gebrochen, der eine Liebe verraten hat, wie er sie auf Erden wohl niemals hat wiederfinden können, dann wird es mit der romantischen Verirrung Ihres Sohnes zu Ende sein!"

"Helene," rief der Baron, indem er tief erschüttert ihr seine Hände entgegenstreckte, "Helene, kannst Du verzeihen — ich will gut machen, soweit es möglich ist!"

Frau Hansen wandte sich kalt von ihm ab.

"Gott mag verzeihen," sagte sie, "ich kann es nicht, ich will es nicht, ich habe wiederum mein Wort gehalten, ich habe Ihnen das Mittel gegeben, Ihren Sohn von seiner Liebe zu heilen, ich fliehe nicht, ich bleibe hier auf dem Platze, den ich gewählt habe, um nahe zu sein und zuzuschauen, wenn Gott seine rächende Hand erhebt, an die ich glaube, die ich erwartet habe mein ganzes Leben hindurch."

"Helene," sagte der Baron, indem er ihr nochmals nahe trat, "und Meta — soll ich Meta nicht sehen — wollen Sie mir nicht erlauben, für sie zu sorgen?"

"Nein," sagte Frau Hansen kurz und kalt, "ich will das Gesetz der Natur nicht verletzen, Meta soll ihren Vater nicht verachten, und das kann sie nur, wenn sie ihn nicht kennt."

"Frau Gräfin," sagte der Baron, "sprechen Sie ein Wort; so viel Haß, so viel Verachtung habe ich dennoch nicht verdient."

Die Gräfin schüttelte den Kopf und sagte:

"Ich habe Helene gekannt, als sie nur zu lieben wußte; wenn sie es gelernt hat, zu haßen und zu verachten, so kann sie nur selbst den Weg zurückfinden zu den lichten und warmen Erinnerungen der Vergangenheit."

„Ich glaube, Herr Baron,“ sagte Frau Hansen, indem sie ihr Schleiertuch wieder zusammenzog, „unsere Unterredung dürfte beendet sein, ich wenigstens habe derselben kein Wort weiter hinzuzufügen und ich darf meine liebe Freundschaft und Wohlthäterin nicht länger mit einer so traurigen und widerwärtigen Geschichte belästigen, mit der sie sich leider schon zu viel hat beschäftigen müssen.“

Der Baron stand einen Augenblick in Gedanken verloren da, die finsternen Blicke zu Boden gesenkt.

„Sie haben recht, Helene,“ sagte er, „seht kein Wort weiter; ich gehe, ich bedarf der Sammlung, aber Sie werden menschlich sein, Sie werden einen Ausweg finden, Sie werden nicht wollen, daß ich zwei Kinder verlieren soll.“

Frau Hansen wendete sich ohne ein Wort der Erwiderung ab.

Der Baron verbeugte sich stumm vor der Gräfin und ging hinaus. Er schwang sich auf sein Pferd, und als dessen Hufschläge von dem Weg herüberschallten, umschlang Frau Hansen, in Thränen ausbrechend, die Gräfin mit ihren Armen.

„Habe ich recht?“ fragte sie schluchzend. „Ich weiß es nicht,“ antwortete die Gräfin, „ich werde darüber nachdenken, oft kann im Leben auch das höchste Recht zum Unrecht werden.“

Abwärts ertönten laute Hufschläge von der Landstraße her.

Erschrocken blickte Frau Hansen auf. Sie fürchtete, daß der Baron noch einmal zurückkommen möchte.

Es war ein königlicher Reittnecht, welcher im Galopp heransprengte.

Im nächsten Augenblick trat er in das Zimmer. Seine Miene war unruhig. Er reichte der Gräfin ein Billet.

„Von Loewenstolz,“ rief diese, das Siegel lösend. Erblickend las sie:

„Kommen Sie schnell, Gräfin, der König ist nicht wohl.“ — „Ich muß fort, Helene,“ fuhr sie fort, „hoffentlich ist es nichts als einer der leichten Anfälle, an denen Seine Majestät seit einiger Zeit leidet. Ich komme morgen wieder, und dann will ich auch die liebe Meta begrüßen und wir wollen davon weiter sprechen.“

Sie umarmte Frau Hansen und stieg schnell in ihren Wagen, der in scharfem Trabe davonfuhr.

Siebenzehntes Kapitel.

Finster und schweigsam verlief das Diner auf Hagenberg, bei welchem der Baron, der sich niemals den formellen Pflichten des Lebens entzog, trotz seiner Bewegung teilnahm, denn er sah in den äußeren Formen eine feste Grundlage der Gesellschaftsordnung und einen Halt und eine Stütze des Willens und der Kraft der einzelnen Menschen.

Aber selbst er, der sich so sicher beherrschte, vermochte heute den Ton der leichten Unterhaltung, durch welchen er sonst allen peinlichen Verhältnissen die Spitze abzubrechen verstand, nicht zu finden.

Agnes kämpfte mit ihren Thränen und Friedrich vermochte am wenigsten die schwüle Spannung zu beseitigen, welche wie das Vorgefühl eines drohenden Gewittersturmes auf der kleinen Gesellschaft ruhte.

Der Baron nahm auch heute trotz des für ihn fast unerträglichen Zwanges der Situation seinen Kaffee in dem Salon, und als er sich dann zurückzog, trat Friedrich bleich und bewegt zu ihm heran, um ihn um eine Unterredung zu bitten.

Der Baron schlug die Augen nicht zu seinem Sohne auf und sagte:

„Du weißt, daß ich nach Tisch ein wenig Ruhe bedarf, heute abend stehe ich zu Deiner Verfügung.“

Friedrich verneigte sich und schnell zog sich der Baron in sein Zimmer zurück.

Agnes trat zu ihrem Bruder heran, ergriff seine Hand und sagte, durch Thränen, die sie nicht mehr zurückhalten vermochte, zu ihm aufblickend:

„Friedrich, warum hast Du das gethan, warum hast Du den Frieden unseres Hauses zerrissen? O, alles hätte so schön, so schön sein können, und nun, o mein Gott, wie soll es werden, was soll aus Axel werden und aus mir!“

„Agnes,“ erwiderte Friedrich düster, „auch Du sprichst so, auch Du hast nur einen Vorwurf für mich und begreifst nicht, daß auch ich Pflichten gegen mich selbst und heilige Rechte habe, die ich erhalten und verteidigen muß, wenn ich mich nicht selbst erniedrigen, nicht selbst vernichten will. Du bist glücklich, Deines Herzens Wünsche stimmen ja überein mit des Vaters Plänen, Du hast ihm gehorchen können, ohne Dich selbst, Deine Freiheit und Dein Glück zu opfern, aber kannst Du es von mir, dem Manne, der vor allem die eigene Selbstachtung sich zu bewahren verpflichtet ist, kannst Du es von mir verlangen, daß ich einem Wort des Königs meine Freiheit und das Glück meines ganzen, vielleicht noch so langen Lebens opfern soll? O,“ sagte er, bitter lachend, „Seine Majestät hat mich wohl zu seinem Kammerjunker ernannt, aber so schnell gelingt es nicht, aus einem freien Mann einen Hofsling zu machen, der keinen Widerspruch gegen das Wort des Herrn wagt, auch wenn es sich um seine heiligsten Rechte handelt. Glaubst Du, daß der Vater das gethan haben würde, wenn er sich an meiner Stelle

befunden hätte? Hättest Du selbst es gethan, obwohl Du nur ein Weib bist, das von der Natur zum Gehorchen und Dulden bestimmt ist?“

Agnes schlug die Augen nieder, sie wagte die Frage nicht zu verneinen, und doch regte sich in ihr jenes allen Menschen angeborene Gefühl des Egoismus, das stets bereit ist, die Opfer, die man selbst zu bringen zögert, von anderen zu empfangen.

„Aber, mein Gott,“ sagte sie dann, „ich glaube, daß Du Mathilde liebst, lieben könntest; Du sprichst so gern mit ihr, ihr waret so vertraut miteinander, auch der Vater schien es zu glauben, und vielleicht,“ fügte sie erröthend hinzu, „möchte Mathilde selbst solchen Gedanken nicht fern sein.“

„Nein, Agnes, nein,“ rief Friedrich heftig und bitter, „der Vater glaubt es nicht und,“ fügte er, den Blick zu Boden gesenkt, hinzu, „Mathilde konnte es nicht glauben, niemals habe ich ihr Veranlassung dazu gegeben. O, ich könnte Dir sagen — doch nein, nein, warum Dein weiches Herz mit Zweifel erfüllen! Der Mann muß seinen Weg allein gehen und allein tragen, was das Schicksal ihm auferlegt. Sei ruhig, Agnes,“ sagte er, ihre Hand ergreifend und ihre Stirn mit seinen Lippen berührend, „sei ruhig, das alles hat ja auf Dein Glück keinen Einfluß, Axels Liebe ist Dir ja gewiß, und wenn zwischen mir und ihm, der mein Bruder sein sollte, eine kalte Kluft sich öffnet, das wird vorübergehen; er ist ein Mann von edlem Sinn, er wird begreifen, daß ich nicht anders handeln konnte. Schlimmer, bei Gott, wäre es gewesen, wenn ich in feiger Ehen Verhältnisse hätte entstehen lassen, die nur zu unser aller Unglück hätten führen können; verlange nicht, daß ich Dir mehr sage, laß mich allein mit dem Vater rechten.“

Agnes blickte seufzend, mit thränenden Augen zu ihm auf.

„Aber Du wirst nicht heftig sein,“ sagte sie bittend, „Du wirst nicht vergessen, wie gut, wie treu der Vater ist, trotz der Kälte und Strenge, die mehr in seiner Gewohnheit als in seinem Herzen liegt.“

„Sei ruhig, Agnes, sei ruhig,“ sagte Friedrich, „glaube mir, daß ich den Vater ehre und achte, daß ich ihn liebe und daß kein Wort über meine Lippen kommen wird, das ich mir selbst niemals würde verzeihen können.“

Er umarmte sie herzlich und ging schnell hinaus, um die peinliche Unterhaltung zu beenden.

Agnes blickte ihm lange nach, stärker flossen ihre Thränen, sie schien durch seine Worte nicht beruhigt.

„Mein Gott, mein Gott,“ sagte sie, „warum rächt sich ein so kleiner Abweg von dem geraden Wege des Glaubens und Gottvertrauens, der doch keine Sünde sein kann, so schwer! Wie viel leichter würde ich alles dies Namenlose überwinden, wenn ich mein Herz von der bangen Furcht befreien könnte, die ein falscher Aberglaube ist und die ich doch nicht zu bannen vermag. Ist es nicht so gekommen, wie jene entsetzliche Frau es vorhergesagt, stehen nicht Axel und mein Bruder sich so feindlich gegenüber, daß nur ein Funke noch nötig ist zu dem furchtbaren Ausbruch, den vielleicht nur noch die Rücksicht auf mich zurückhält? Und wenn sie es vermochte, das vorauszu sehen, kann nicht auch das andere wahr sein, das andere, das mich mit eisigem Todessehauer erbeben läßt? Würde ich dann noch zu leben vermögen, wenn jemals Axel und mein Bruder — o, es ist unmöglich, es auszusprechen, es nur zu denken! — Und das Leben ist schön, o, so schön; es wäre so hart, so unendlich hart und grausam, sterben zu müssen, ehe des Lebens Blüte sich entfaltet hat!“

Sie faltete die Hände über ihrer Brust, aber der aufwärts gerichtete Blick ihrer thränenden Augen schien den Trost nicht zu finden, den sie vom Himmel ersuchte, und schmerzlich seufzend ging sie auf ihr Zimmer.

Die frühe Dunkelheit hatte sich herabgesenkt, als Friedrich durch die erleuchteten Korridore des Schlosses nach dem Zimmer seines Vaters ging.

Der Baron hatte sich in tiefem und schmerzlichem Nachdenken auf den Besuch seines Sohnes vorbereitet, er fühlte sich gebemüht durch die stolze Verachtung, welche Frau Hansen ihm in Gegenwart der Gräfin gezeigt, und doch mischte sich in seine Stimmung auch eine wehmüthige, schmerzliche Erinnerung an die vergangene Jugendzeit mit ihrem verflochtenen Liebestraum und zugleich auch eine unwillkürliche Bewunderung für die so tapfere und mutige Frau, die ihn einst so sehr geliebt hatte und doch wohl Besseres wert gewesen wäre. Wohl hatte sie recht, daß er mit einem einzigen Wort seinen Sohn von der verhängnisvollen Verirrung seiner Gefühle zurückführen könnte, aber sein ganzer Stolz empörte sich dagegen, dieses Wort so ohne weiteres auszusprechen. Stets hatte er vor seinen Kindern auf unnahbarer Höhe gestanden, sie hatten zu ihm aufgeblickt, als ob keine menschliche Schwäche an ihm haftete, und nun mit einemmal sollte er selbst diesen Nimbus zerstören, sollte er sich vor seinem Sohne so tief beugen, ja vor demselben erröthen müssen; denn er, der die Jugendgeliebte fast ihrem Schicksal preisgegeben hatte, konnte von Friedrichs warmen Gefühlen nur eine strenge Verurteilung erwarten. Er wollte die Entscheidung im Widerstreit seiner Gefühle noch hinausschieben; wenn Friedrich die Wahrheit erfahren mußte, so sollte es nicht eher geschehen, als bis es ihm gelungen sei, mit Frau Hansen irgend eine Verständigung zu erreichen, damit

diese selbst dazu beitragen möchte, den Sohn milder über den Vater urtheilen zu lassen und eine friedliche und freundliche Lösung zu finden.

In dieser Stimmung, welche von seiner sonstigen klaren Sicherheit und scharfen Entschlossenheit so sehr verschieden war, empfing er Friedrich, als derselbe in sein Zimmer trat, mit einer Herzlichkeit, die ihm sonst nicht gewöhnlich war. Er reichte ihm die Hand und führte ihn zu einem Sessel neben seinem Arbeitstisch, während er selbst seinen Platz so wählte, daß der grüne Lichtschirm der Lampe sein Gesicht beschattete.

Friedrich hatte einen strengen und harten Empfang erwartet, seines Vaters Herzlichkeit, so wohlthätig sie ihn auch berührte, machte ihn darum befangen, da er sie so gar nicht gewöhnt war.

„Ich komme,“ sagte er, „um über den gestrigen Vorfall an der königlichen Tafel zu sprechen. Ich bedaure, daß ich Dir eine peinliche Stunde bereitet habe, aber ich konnte nicht anders, ich durfte zu den Worten des Königs nicht schweigen.“

„Ich mache Dir keinen Vorwurf,“ fiel der Baron ruhig, mit freundlichem Ernst ein: „der König hatte sich getäuscht, er kannte meinen Wunsch, den ich ja auch Dir ausgesprochen habe. Ich begreife, daß Dich die unvorsichtige Berührung einer so zarten Frage erregte, ich bedaure nur Mathilde und die Gräfin, die am schmerzlichsten berührt werden mußten und eine solche Kränkung nicht verdient hatten. Laß uns jetzt nicht weiter davon sprechen, vielleicht wird sich auch das mit der Zeit ausgleichen.“

Friedrich war noch mehr verwundert über des Barons Milde, da er Tadel und Vorwürfe erwartet hatte.

„Ausgleichen?“ fragte er. „Das Wort, mein Vater, zwingt mich um so mehr, Dir eine offene Erklärung zu geben, zu der ich ohnehin entschlossen war.“

Der Baron neigte seufzend den Kopf.

„Ich habe Dir gesagt,“ fuhr Friedrich fort, „daß ich Mathilde Stören nicht lieben kann, aber vielleicht würde mir es dennoch möglich gewesen sein, mich Deinem Wunsche zu fügen und es zu versuchen, Deine Wahl für mich geltend zu machen, wenn mein Herz frei gewesen wäre, aber es ist nicht frei, seit einiger Zeit weiß ich, daß ich liebe, liebe für das Leben.“

„Ich weiß es,“ sagte der Baron ruhig; „Du glaubst die Tochter jener Frau Hansen zu lieben in dem einsamen Hause an der Grenze unseres Forstes.“

„Du weißt es ja wohl,“ sagte Friedrich, indem ein bitterer Vorwurf in seiner Stimme zitterte, „Du bist in jenem Hause gewesen, um meine Besuche dort zu verbieten. O mein Vater, warum hast Du nicht offen mit mir gesprochen, hättest Du so wenig Vertrauen zu Deinem Sohne? Glaubtest Du, daß ich Dir die Wahrheit verschweigen könnte, wenn Du mich gefragt hättest?“

„Ich sah Dich auf einem Wege, mein Sohn, der Dich irre führen mußte, ich wollte Dich von Deiner Verirrung zurückführen, ohne daß Du meine Hand fühlen solltest, ohne daß Dir mein Herz entfremdet würde. Du kennst meine Grundsätze über die Pflicht des Edelmannes, seinen Stamm rein zu halten.“

„Nein,“ rief Friedrich aufstehend, „würde sie unsern Stamm beflecken haben!“

„Laß uns darüber nicht streiten,“ sagte der Baron immer mit derselben sanften Freundlichkeit, „es ist überflüssig, denn wenn auch meine Grundsätze über die Standesgrenzen nicht so unumstößlich feststünden, die Liebe, welche Du zu empfinden wohnst, ist unmöglich, niemals — höre mich wohl und glaube meinen Worten — niemals kann von einer Verbindung zwischen Dir und der Tochter jener Frau die Rede sein, niemals, und wenn sie Dir auch an Rang gleich stände.“

Ein leichter Schauer durchzitterte den Baron, als er bei den letzten Worten bedauernd die Hand auf sein Herz legte.

Friedrich sah ihn, erblickend, mit starren Blicken an. „Auch Du, mein Vater,“ rief er, „auch Du sagst mir dieselben Worte und das mit demselben Ton wie jene Frau. Was bedeutet das, welch ein Geheimnis umgibt mich, um mich von meinem Glück und meiner Hoffnung zu trennen, oder,“ fragte er, in heftiger Aufwallung die Worte herausstoßend, „ist das eine Verabredung, um mich noch sicherer von dem Wege zurückzuführen, den Du eine Verirrung nennst und der doch allein zu meinem Glück führt?“

„Frage nicht, mein Sohn, frage jetzt nicht weiter, ich bitte Dich, Dein Vater bittet Dich, meinen Worten zu glauben. Ich verspreche Dir, diese ganze Sache so freundlich zu behandeln, wie Du das Recht hast, es von mir zu erwarten; ich werde Dich nicht kränken, keinen Entschluß von Dir verlangen, den Du nicht aus eigener Ueberzeugung fassen möchtest; aber laß mir Zeit, einige Tage nur, und nimm mein Wort, daß ich nichts thun werde, um Dich zu täuschen oder wider Deinen Willen zu zwingen, gib mir aber auch Dein Wort, daß Du keinen Versuch machen wirst, jene Frau und ihre Tochter zu sehen, bis ich selbst Dich zu ihr führe.“

Ein leises Mißtrauen beschattete Friedrichs Blick.

Er schwieg einen Augenblick und sah seinen Vater forschend an, aber in den Zügen des Barons lag so viel wehmüthige Freundlichkeit und eine so herzliche Bitte, daß

es dem Sohn unmöglich war, einen Hintergedanken bei seinem Vater zu vermuten.

„Ich glaube Dir, mein Vater,“ sagte er, die Hand, die der Baron ihm entgegenstreckte, ehrerbietig an seine

Lippen führend, „ich gebe Dir das Wort, das Du von mir verlangst; der Versuch, mit Meta zu verkehren,“ fügte er seufzend hinzu, „würde ja doch vergebens sein, so lange ich nicht Deine Einwilligung habe oder frei und

unabhängig, nur auf meine eigene Kraft gestützt, in der Welt dastehe.“

„Daran hast Du gedacht?“ fragte der Baron weich und vorwurfsvoll.



Auf dem Weg zur Spinnstube. Originalzeichnung von J. R. Wehle. (S. 377.)

„Du siehst daraus, mein Vater,“ erwiderte Friedrich, „daß meine Liebe heiliger Ernst ist und daß ich entschlossen bin, ihr alles zu opfern.“

„Wunderbar, wunderbar!“ flüsterte der Baron vor sich hin; „ist es die Stimme des Blutes, die sein Herz

mißverstehen mag, hat die Vorsehung diesen Weg gewählt, um mich eine alte Schuld sühnen zu lassen?“

„Gut, mein Sohn,“ sagte er dann, „ich nehme Dein Versprechen an und gebe Dir nochmals mein Wort, daß ich Dich von der Unmöglichkeit Deiner Liebe, über die ich

Dich nicht zürnen will, überzeugen werde. Du wirst wie ich dem Himmel für die Wendung danken, die Dich von schwerer Verirrung zurückgehalten und vor entsetzlichem Unheil geschützt. Laß mir einige Tage Zeit,“ fuhr er fort, während Friedrich verneinend den Kopf schüttelte,



Nach dem Wahl. Gemälde von H. Casini. (S. 880.)

„und glaube mir nur das eine, daß ich bei allem, was ich thue und wünsche, nur an Dich und Dein Wohl denke, auch ich habe den Pflichten unseres Standes, deren Erfüllung ich von Dir verlange, ein Opfer gebracht und vielleicht,“ fügte er, schmerzlich seufzend, hinzu, „waren sie schwerer und wertvoller, als ich es damals ahnte.“

Friedrich fragte nicht nach der Bedeutung der Worte seines Vaters, aber mit einem Blick voll inniger Teilnahme zog er dessen Hand noch einmal an seine Lippen.

Ein Geräusch im Vorzimmer wurde hörbar, schnell wurde die Thür geöffnet und an dem Kammerdiener vorbei trat ein Beamter der Gutsverwaltung von Hagenberg in einem bestaubten Reiteranzug mit verflörter Miene ein.

Der Baron erhob sich, den Eintretenden mit strengem Blick mustern.

„Ich bitte den gnädigen Herrn um Verzeihung,“ sagte dieser, „daß ich es wage, hier einzudringen, aber die Nachricht, die ich bringe, wird mich rechtfertigen. Ich war noch bis zur Dunkelheit auf dem Felde an der Grenze nach der Glücksburger Seite hin beschäftigt, da kamen Arbeiter des Weges, welche erzählten, daß der König plötzlich schwer erkrankt sei, während ich noch nach den näheren Umständen forschte, kamen andere nach und erzählten, daß Seine Majestät schon gestorben sei.“

Einen Augenblick stand der Baron totenbleich und fassungslos da.

„Der König krank — gestorben — er hatte zuweilen kleine Anfälle — doch scheint es mir unmöglich — kaum zu glauben —“

„Und doch, gnädiger Herr, kamen die Arbeiter ganz nahe von Glücksburg her und versicherten, die Botschaft von Leuten aus dem Schlosse gehört zu haben,“ sagte der Verwalter.

„Es wäre entsetzlich,“ sagte der Baron, „solch ein Schlag gerade in diesem Augenblick und gerade nach dem gestrigen Vorfall!“

Er warf einen finstern Blick auf seinen Sohn, der ebenfalls tief erschüttert da stand, aber doch in seiner Miene nicht das schmerzliche Entsetzen seines Vaters zeigte, ja fast schien es, als ob in seinen aufwärts gerichteten Blicken eine freudige Zuversicht aufleuchtete.

„Sattelt die Pferde,“ befahl der Baron; „es ist meine Pflicht, sogleich selbst nach Glücksburg zu reiten und zu hören, ob die unglückselige Nachricht wirklich wahr sei. Du wirst mit mir gehen,“ sprach er zu seinem Sohn, „zwei Reitknechte sollen uns begleiten!“

Der Verwalter eilte davon, um die Befehle des Barons auszuführen.

„Welch ein entsetzlicher Schlag,“ rief der Baron, indem er heftig im Zimmer auf und nieder schritt, „ein schmerzvoller, harter Schlag für alle, die dem König nahe standen!“

„Ihn hat der Tod vielleicht,“ sagte Friedrich, „ver Kämpfen und Erschütterungen bewahrt, vielleicht,“ fügte er, wie unwillkürlich von seiner inneren Bewegung fortgerissen, hinzu, „vielleicht geht in dieser Stunde das Morgenrot der Freiheit für unser Vaterland auf.“

Der Baron blieb stehen, starr blickte er in das bewegte Gesicht seines Sohnes; seine Züge verfinsterten sich, mit hartem, schneidendem Ton, der keine Spur der liebevollen Herzlichkeit hatte, mit der er eben vorher noch zu Friedrich gesprochen, sagte er:

„Ich will diese Worte nicht gehört, nicht verstanden haben, ich will nicht fragen, was sie bedeuten, denn wenn ich eine Verirrung Deinerseits zu freundschaftlicher Lösung zu führen bereit bin, für eine Verirrung des Geistes, welche von den heiligsten Pflichten des Unterthanen, des edlen Vasallen, des Erben meines Namens, abweicht, würde ich keine Entschuldigung, keine Verzeihung haben. Kein Wort weiter,“ befahl er, Friedrichs Antwort abschneidend, „jetzt kein Wort weiter, und wehe uns, wenn jemals noch ein Wort in dieser Sache gesprochen werden sollte! In diesem Augenblick haben wir nur eine Pflicht, unsern Herrn aufzusuchen. Gott gebe es, daß die Schreckensbotschaft unbegründet sei!“

Auf seinen gebieterischen Wink zog sich Friedrich zurück, um sich zu dem Ritt fertig zu machen, und bald sprengten beide auf dem Wege nach Glücksburg in die dunkle Nacht hinaus, während unruhige Bewegung das ganze Hagenberger Schloß erfüllte.

Achtzehntes Kapitel.

Der Baron fand die Trauerkunde, welche ihn so schwer erschütterte hatte, bestätigt.

Friedrich VII. war in der That plötzlich und unerwartet in einem Augenblick gestorben, in welchem seine Regierung sich in einer schweren Krise befand, und sein Tod sollte diese Krise zu einem schnellen und entscheidenden Ausbruch treiben, dessen Entwicklung der Dahingeshiedene kaum geahnt haben mochte.

In höchster Bestürzung, zum Teil laut weinend und jammern, kamen die Diener dem Baron unter dem Portal des Schlosses entgegen, denn der König war von seiner Umgebung trotz seines heftigen Temperaments wegen seiner Güte und Leutseligkeit aufrichtig geliebt gewesen.

Der Hofmarschall von Loewenstjöld erschien bleich und verstört und erzählte, daß Seine Majestät plötzlich unwohl geworden, schnell das Bewußtsein verloren und kaum noch die Gräfin Danner erkannt habe, welche sogleich von

einer Ausfahrt zurückgeholt worden sei; alle angewendeten Mittel hätten nicht vermocht, dem Werk des Todes Einhalt zu thun, und so war denn das Leben des Fürsten erloschen, der in seiner Person die unbestrittenen Herrscherrechte in den Elbherzogtümern und dem dänischen Königreiche noch miteinander vereinigte.

„Und was soll nun werden?“ fragte der Baron düster. Der Hofmarschall zuckte die Achseln.

„Seine Majestät Christian IX. ist König von Dänemark und nach dem Protokoll, das die Großmächte im Jahre 1852 unterzeichnet haben, auch Herzog von Schleswig und Holstein.“

Friedrich blickte flammend auf, es schien, als ob er sprechen wolle, aber seine schon geöffneten Lippen schlossen sich wieder, er mochte fühlen, daß ein Wort von ihm in dieser Stunde sich nicht ziemte, die Zukunft lag in der Hand der Weltgeschichte.

„Und werden,“ sagte der Baron, „die Mächte ihren Beschluß aufrecht halten, mit allen Mitteln aufrecht halten, auch wenn — doch nichts davon,“ unterbrach er sich, „nichts davon, hier zu dieser Stunde, der heilige Friede des Todes soll nicht gestört werden! Ist es erlaubt, den König zu sehen?“

Herr von Loewenstjöld verneigte sich und schritt nach den königlichen Gemächern voran.

In dem Schlafzimmer des Königs war die Unordnung der letzten Krankheitsstunden beseitigt.

Der König lag, in weißes Nachtzeug gekleidet, auf seinem Bett, ein Tisch mit einem kleinen Kreuzifix und zwei Kerzen standen zu Haupten; am Fuße des Bettes kniete die Gräfin Danner, das Gesicht mit den Händen bedeckt; Herr von Rumohr und Fräulein von Lützen standen schweigend mit gefalteten Händen in der Nische des Fensters.

Das sonst stark gerötete Gesicht des Königs war gelblich bleich und eingefallen, freundlicher Frieden lag auf seinen eingefunkenen Zügen; es schien, als ob er lächelnd in einen leichten Schlummer gesunken sei, der ihn von den Sorgen und Schmerzen des Lebens befreit hätte.

Der Baron trat zu dem Lager heran, beugte das Knie und sprach leise ein kurzes Gebet.

Auch Friedrich that dasselbe.

Jedes andere Gefühl trat zurück vor der Majestät des Todes, welche an die Stelle der in den Staub gesunkenen irdischen Herrlichkeit getreten war.

Als der Baron sich dann wieder erhoben hatte, blieb er lange schweigend stehen, den Blick auf die königliche Leiche geheftet; dann küßte er ehrfurchtsvoll des Königs Hand und sah seinen Sohn erwartungsvoll fragend an.

Friedrich beugte sich nieder und berührte ebenfalls die Hand des Toten mit seinen Lippen.

Die Huldigung, die er der Vergangenheit darbrachte, legte ihm ja keine Pflicht für die Zukunft auf.

Der Baron aber schien hocherfreut; er drückte die Hand seines Sohnes, der sich schmerzlich seufzend abwendete.

„Herr von Loewenstjöld,“ sagte er dann, „ich rechne darauf, daß Sie die Güte haben werden, mich über die Beisetzung sogleich zu benachrichtigen. Es ist für mich eine Pflicht der Loyalität, meinem dahingeshiedenen Herrn die letzte Ehre zu erweisen.“

„Ich erwarte die Befehle Seiner Majestät unseres gegenwärtigen Herrn,“ erwiderte Herr von Loewenstjöld, „und ich bin überzeugt, daß es ihm eine besondere Genugthuung gewähren wird, einen der ersten Edelleute seiner Herzogtümer in so erstem und bedeutungsvollem Augenblick auf dem Platz zu sehen, den sein Recht und seine Pflicht ihm anweisen. Die Ernennung Ihres Herrn Sohnes zum Kammerjunker ist noch nicht vollzogen, doch zweifle ich nicht, daß auch die mündliche Bestimmung des hochseligen Herrn Anerkennung finden und dadurch dem jungen Baron von Blomstedt der ihm gebührende Platz bei der traurigen Feier gegeben werden wird.“

Er schien eine Antwort zu erwarten, aber Friedrich verbeugte sich nur stumm und trat zur Seite, denn die Gräfin Danner hatte sich erhoben und näherte sich den Herren. Tiefer Schmerz zuckte auf ihrem von Thränen überströmten Gesicht.

„Ich habe Abschied genommen,“ sagte sie, „von dem Herrn, dem meine ganze Liebe und Hingebung gehörte und der der Inhalt meines Lebens war, das er aus der Tiefe zu sich emporgehoben hatte. Mein Dasein gehört fortan der Erinnerung, ich habe demütig zu erwarten, was der neue Herr über mich bestimmen wird; den Platz an der Seite dessen, der hier mein Gemahl war, werde ich nur noch dort oben in der Ewigkeit wieder finden, diese teure sterbliche Hülle gehört hienieden nur noch dem Volke und dem königlichen Hause. Mir ziemt es, nicht länger zu weilen hier im Königsschloß, in welchem er, der mich an seiner Hand aus dem Staube emporhob, nicht mehr der Herr ist. Ich werde in dunkler Verborgenheit erwarten, was Seine Majestät der König Christian zu bestimmen geruht. Meine Kammerfrauen werden alles einpacken, was mir durch die Gnade des hochseligen Herrn gehört, und ich bitte Sie, diese Sachen hier so lange aufbewahren zu lassen, bis ich über dieselben verfügen kann.“

„Ihr Wunsch soll erfüllt werden, Frau Gräfin,“ erwiderte Herr von Loewenstjöld, „ich bin gewiß, daß Seine Majestät das Andenken an den dahingeshiedenen Herrn genügend ehren wird. Doch wohin gedenken Sie zu gehen?“

Der Baron sah die so hart getroffene, schmerzgebeugte Frau bewegt an. Einen Augenblick schien er zu zögern, dann aber sagte er schnell, indem er mit Herzlichkeit ihre Hand drückte:

„Darf ich Ihnen, Frau Gräfin, mein Haus zur Verfügung stellen, bis Sie weiter über Ihre Zukunft beschloßen haben?“

„Ich danke Ihnen, Herr Baron,“ erwiderte die Gräfin, „und werde Ihre Güte niemals vergessen, die mir in meiner Lage doppelt wohlthuend ist; aber ich kann Ihre Anerbieten nicht annehmen, auch in Ihrem Hause ist mein Platz nicht. Sie wissen,“ fügte sie mit wehmütigem Lächeln hinzu, „ich habe wenig Freunde, ich würde Ihnen eine Verlegenheit sein.“

„Ich bin nicht gewöhnt, Frau Gräfin,“ erwiderte der Baron stolz, „mich fremdem Urteil zu beugen, und,“ fügte er, sich zu ihr herabbeugend, leise hinzu, „Sie wissen, daß ich von Ihnen noch einen Freundschaftsdienst erbitten will, der mehr wert ist als die Gastfreundschaft, die ich Ihnen bieten kann.“

„Zählen Sie auf mich,“ sagte die Gräfin ebenso leise, „Sie werden mich dort finden, wo wir uns zuerst saßen, und ich werde alles thun, was ich vermag, um den Frieden Ihres Hauses wieder herzustellen.“

„Dorthin,“ flüsterte der Baron, „wollen Sie gehen? Ich begreife, Sie haben recht, vielleicht ist dort der würdevollste Platz für Sie. Dank, Dank im voraus, Frau Gräfin; mit Ihrem Beistande hoffe ich auf eine glückliche Wendung.“

Friedrich hatte in finstern Sinnen seitwärts gestanden und das Gespräch seines Vaters mit der Gräfin kaum beachtet.

Stumm verabschiedete sich der Baron und kehrte mit seinem Sohn durch die finstere Nacht, welche kein Sternlicht erhellt, nach Hause zurück.

Beide waren mit ihren Gedanken beschäftigt und nicht zur Unterhaltung gestimmt; meist ritten sie schweigend neben einander her, nur zuweilen sprach der Baron in abgebrochenen Sätzen von den edlen menschlichen Eigenschaften des dahingeshiedenen Königs, über die doch so nahe liegende Bedeutung des Todesfalles sprach er kein Wort, er scheute sich ängstlich, eine Frage zu berühren, welche zu Erörterungen führen könnte, die er jetzt um jeden Preis vermeiden wollte.

Als sie sich der Grenze des Hagenberger Forsts näherten, schimmerte durch die tiefe Dunkelheit ein einziges helles Licht herüber.

Beide blickten nach diesem Licht hin, beide atmeten schmerzlich seufzend auf, aber kein Wort kam über ihre Lippen.

Der Baron gab seinem Pferde die Sporen und schnell sprengten sie durch den Wald, durch dessen kahle Baumkronen der Herbstwind unheimlich brauste, nach dem Schloß zurück.

Alles war hier noch wach.

Agnes brach mit einem Jammerruf in Thränen aus, als sie die Bestätigung der Nachricht vom Tode des Königs erhielt.

„O mein Gott,“ sagte sie weinend, „welch ein Unglück! Nun wird der Krieg beginnen, da der König nicht mehr ist; ich habe das wohl oft gehört, auch Argel hat mir davon gesprochen. O, in welche Ferne weicht mein Glück hinaus, das ich schon so nahe glaubte!“

„Was kommen soll, wird kommen,“ sagte der Baron streng, „die Hauptsache ist, daß jeder treu auf seinem Platz steht, den seine Pflicht ihm anweist,“ fügte er mit einem schnellen Seitenblick auf seinen Sohn hinzu, „dann können wir alle ruhig erwarten, was die erste Zeit bringen wird, die der Herbststurm uns entgegenreißt.“

Es war späte Nacht, man trennte sich, ohne weiter zu sprechen, aber lange noch strahlte das Licht aus den Fenstern des Schlosses in die Dunkelheit hinaus, denn dessen Bewohner vermochten nicht leicht die Ruhe zu finden, am wenigsten von allen aber der Baron und seine Kinder.

(Fortsetzung folgt.)

Die Apotheke von Michel Schupbach in Langnau (Schweiz) im Jahre 1778.

(Bd. 6. 371.)

Es war an einem Sommertage des Jahres 1778, als ein Reisender an der Pforte eines Wirtshauses in Langnau, Kanton Bern, anhielt und sich einen kühlen Trunk hinaus auf den baumbeschatteten Tisch des kleinen Vorplatzes beorderte. Die willkommene Kost durch Umsichschau geniekend, bemerkte er, wie eine größere Menge von Personen verschiedenster Lebensstellung, arm und reich, mischammen einem großen Hause zupilgerten, das auf dem Gipfel eines benachbarten Hügel stand.

„Ist das ein Wallfahrtsort,“ fragte der Reisende den Wirt, „wo all diese Leute hingehen?“

„Wie man's nimmt,“ erwiderte lachend der Gefragte, „Eigentlich suchen sie den Michel auf, den Barbier.“

„Entschuldigen Sie meinen Mann und seine lockere Rede,“ mischte sich jetzt die Wirtsfrau mit Lebhaftigkeit ins Gespräch. „Zum Lachen ist es überhaupt nicht. Aus aller Herren Länder kommen sie daher in die Apotheke vom Michel Schupbach, der ein gar großer Arzt ist und jedwede Krankheit zu kurieren weiß!“

Der Reisende, selbst Mediziner, wurde von Neugier ergriffen. Er mischte sich unter die Gruppen, die den Hügel hinaufwanderten, und betrat mit anderen die Apotheke, wo er Zeuge von absonderlichen Szenen war, die er später oft und gern in folgender Weise schilderte:

Die Apotheke war wohl ausgestattet und konnte sich in Bezug auf Ordnung und Einrichtung mit den besten größeren Städte messen. Der Dorfarzt, ein beliebter Mann von damals siebenzig Jahren, hatte ein kluges, offenes, biederes Gesicht, das sofort Vertrauen einflößte. Die Personen, welche seinen ärztlichen Rat einzuholen gekommen waren, ließ er vor sich hin in volles Licht sitzen und schaute sie erst minutenlang forschend an, ohne ein Wort zu sprechen, höchstens pfiff er leise dazu. Hierauf befragte er sie über ihr Uebel in wohlwollendster und sachgemäßer Weise und gab ihnen dann nach einigen weiteren Minuten stiller Ueberlegung Rathschläge, die auch ich vollkommen gutheißen mußte.

Wirkliche wissenschaftliche Studien hatte Michel Schupbach keine gemacht, auch kein Examen irgendwelcher Art bestanden, ein Diplom besaß er ebenfalls nicht, und doch war er nichts weniger als ein Charlatan. Sicher aber hatte er viel gesehen und viel und scharf beobachtet. Man erzählte mir im Dorfe, daß er schon als kleiner Junge Pflanzen gesammelt, die ihm als heilkräftig bezeichnet worden waren, um sie zu untersuchen und womöglich auf ihre Eigenschaft zu prüfen, wie er auch den Bau verwundeter oder geschädigter Thiere mit wissenschaftlichem Auge studierte. Da die meisten seiner Rathschläge, die er in späteren Jahren gelegentlich erteilte, guten Erfolg hatten, so gewann er frühzeitig schon das Vertrauen seiner Mitbürger, bis nach und nach sein Ruf weit über die Dorfmarken hinausreichte und sein Haus in der That zu einer Art von Wallfahrtsort werden ließ. Seit mehr als einem halben Jahrhundert praktizierend, besaß er eine große Erfahrung, und man konnte von ihm ohne Uebertreibung sagen, daß er ein geborener Arzt.

Michel Schupbach starb im Jahre 1780 im Alter von drei- und siebenzig Jahren, Frau und Kindern ein Vermögen hinterlassend, das ein weit bedeutenderes hätte sein können, wenn er nicht allezeit so wohlthätiger Gesinnung gewesen wäre. Honorar hatte er nur von den Reichen unter seinen Klienten genommen, von Armen niemals.

Zu seinem Gedächtnis ist eine Medaille geprägt worden, die auf einer Seite die Apotheke, auf der andern seine Büste zeigt.

Auf dem Weg zur Spinnstube.

(Bild S. 374.)

In den schwäbischen Dörfern und wohl auch anderwärts herrscht die hübsche Sitte, daß die fleißige Jugend des Dorfes die langen Winterabende bei gemeinschaftlicher Arbeit in der Spinnstube in eifrigem Gespräche verbringt. Die Dörner führen sich ihre Spinnroden mit, und mit den schnurrenden Rädchen laufen dann die Jungen schier um die Wette. Die liebliche kleine Schwäbin, die uns Meister Wehle so anmutend zu zeichnen gewußt hat, eilt, ihren Spinnroden in der Hand, bei einem schrecklichen Schneegestöber nach der Spinnstube. Das grimme Wetter vermag ihr nichts anzuhaben. In ihrem Herzen ist es warm und diese wohlige Wärme leuchtet ihr auch aus den Augen. Es ist ihr auf dem Wege so ein netter Burleske begegnet, und wir sind nicht sicher, ob er das garstige, dicke Schneegestöber nicht insofern ausgebeutet hat, als er ihr unter dem verhallenden Mantel desselben einen recht herzhaften Kuß gegeben. Mit Bestimmtheit können wir das freilich nicht behaupten, es ist dies nur eine Vermutung. Aber wenn dem auch wirklich so gewesen wäre, so scheint sie jaust nicht sehr gekränkt darüber zu sein, wenigstens läßt ihr Gesichtsausdruck auf keinen allzu großen Jörn oder Enttäuschung schließen.

Aus dem Leben des Kardinals Richelieu.

Skizze

von

M. Barnak.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Selbst für den, welcher die Geschichte Frankreichs nicht von ihren Ursprüngen genau studiert hat, nicht tief in ihr innerstes Gewebe eingedrungen ist, liegt es klar zu Tage, daß besonders seit der Epoche König Ludwigs XIII. der böse Samen zu wuchern begann, der nicht nur das Königtum der Bourbonen vernichtete, sondern auch das Volk verderben und das Reich zu dem machen mußte, als welches dasselbe jetzt sich darstellt. Die Regierung Ludwigs XIII. entfaltete den grausamen Despotismus eines zum Regenten unfähigen Königs unter der Leitung eines klugen, kaltherzigen und eiteln Tyrannen, des Kardinals Richelieu. Er und sein Nachfolger, der sein Regierungssystem unter Ludwig XIV. fortsetzte, waren Staatsmänner mit selten großen Talenten als solche. Sie allein haben Frankreich selbst noch eine Epoche über ihre eigene Zeit hinaus groß und für ganz Europa so fürchterlich gemacht, wie es vorübergehend unter Napoleon I. der Welt noch einmal wurde.

Richelieu schuf, was Mazarin fortsetzte, darum ist jener der Größte. Beide aber waren trotz ihrer Erfolge verderblich für das Reich, dessen Ruhm sie scheinbar gründeten, und Frankreich hat alle Ursache, ihnen zu fluchen, denn ihre Tyrannengröße brach dessen feste Stützen.

Wer die Geschichte ihrer Zeit liest, wird die Belege hierfür finden. Die folgenden Zeilen sollen nur kurze, skizzenhafte Beiträge zu dem Gesagten bringen, die dem Leser zur Charakterisierung Richelieus dienen mögen, der von 1624 bis 1642 als Staatsminister Ludwigs XIII. die Regierung Frankreichs allein leitete. Was in dieser Zeit geschah, war die Frucht seiner Politik und seiner weit aussehenden Entwürfe. Er hatte eine absolute Gewalt über den König und ging mit nichts Geringerem um, als seinem Herrn die Krone des abendländischen Kaiserthums wieder zu verschaffen, die Karl der Große einst getragen hatte;

derselbe Traum, den der napoleonische Kaiser träumte. Das Glück der französischen Waffen schien diese ungeheuerliche Annäherung zu begünstigen. Richelieu aber merkte bald, daß die Geldquellen, deren kein Plan bedurfte, zu versiegen begannen. Die unaufhörlichen Kriege, die er zu führen hatte, verschlangen den Inhalt seiner Kassen. Das Volk mußte unter immer schwereren Steuern seufzen und verblutete seine beste Kraft unter den Söldlingen, die der Kardinal werben ließ, auf den Schlachtfeldern. Der Staatsminister hätte Frieden schließen können mit denen, die er angriff, um sie zu besiegen, aber er fürchtete nichts mehr als den Frieden, denn er ahnte, dann würde es seinen Feinden — denn am Hofe wie in ganz Frankreich haßte ihn jeder — gelingen, ihm die Gunst des Königs zu entziehen. Es war sein Privatvortheil, dem ruhmstüchtigen, von grausamen Lüsten regierten König immer wieder das Schauspiel siegreicher Schlachten zu gewähren und sich dadurch bei diesem in einem Ansehen zu behaupten, das den Neid aller Großen des Reichs erregte. War der Kardinal doch in Wirklichkeit König. Belohnungen und Strafen hingen von seinem Willen ab, nichts geschah ohne sein Wissen und seinen Willen.

Einst kam ein Fremder aus Deutschland in den Palast des Kardinals und ersuchte den Hauptmann der Leibwache, seiner Eminenz zu melden, daß der Brief B angekommen sei. Der Offizier machte Schwierigkeiten und verlangte, der Fremde solle sich deutlicher erklären. Der aber sagte lächelnd: „Das Alphabet seiner Eminenz ist dem berühmten Opiermesser der Griechen gleich, es läßt sich zu allem gebrauchen. Welchen Sie nur, B sei gekommen.“ Achselzuckend verstand sich endlich der Offizier dazu und erhielt zu seinem Staunen den Befehl, sofort den Ankömmling vorzulassen, der dann in einer langen geheimen Besprechung mit dem Kardinal in dessen Kabinett verblieb. In den Memoiren: „Du Cardinal de Richelieu revueille par Auberger“, findet sich ein ganzes Verzeichnis der von dem Minister angewandten Geheimsprache und außerdem der Gebrauch gewöhnlicher, einfacher Worte in einer ihrem eigentlichen Sinn völlig fremden Bedeutung. So werden darnach, beispielsweise angzuführen, unter Garten Rom, unter Kose der Papst, unter den verschiedensten Fruchtarten einzelne Kardinals verstanden.

Nach Madrid sandte Richelieu einst einen Mönch mit geheimen Aufträgen, die einen scharfen, hellsehenden Kopf erforderten. Der Mann erhielt zugleich die Weisung schriftlich, was er in Spanien erfahren würde, dem Kardinal selbst bei seiner Rückkehr zu überliefern. Der Mönch führte mit großem Geschick seine Aufträge in Madrid aus, brachte die Ergebnisse zu Papier und trat die Rückreise an. Wenige Schritte jenseits der spanischen Grenze wurde er angehalten. Eine Abteilung französischer Reiter umringte ihn und der Anführer zeigte ihm eine eigenhändig vom Kardinal unterzeichnete Ordre, wonach der Mönch alle seine Papiere dem Offizier zu übergeben hatte. Er that es und nun wurde ihm zu seinem Schrecken eine zweite, vom Kardinal ausgestellte Ordre vorgezeigt, die ihm befahl, sofort wieder über die Grenze zurückzukehren und sich nie wieder in Frankreich sehen zu lassen. Er ließ bei Todesstrafe für immer des Landes verweisen, weil er der ersten Anweisung des Staatsministers entgegen gehandelt habe, indem er die bezüglichen Schriftstücke einem andern auslieferte.

Hätte der Mönch die Abgabe der Papiere verweigert, so würde ihm jedenfalls eine dritte Ordre den Kopf vor die Füße oder den Strick um den Hals gelegt haben. Richelieu schritt bei seinen Plänen mühelos über Menschenleben und Schicksale hinweg. Ihm war die Mitwisserschaft des Mönches bei dem von diesem Ausgeführten, so lange derselbe in Frankreich blieb, vermutlich unbequem, und es muß noch als ein Akt der Gnade angesehen werden, daß er seinem Spion erlaubte, weiter zu leben.

Ein vornehmer italienischer Edelmann brachte dem Kardinal aus Rom einen Brief, den er, entgegen seiner Gewohnheit, in Gegenwart des ganz untheilhaftigen Uebersetzers las, sehr eifrig durch den Inhalt erlesend und, ohne auf denselben einzugehen, sich freundschaftlich mit dem von solcher Gunst entzückten Edelmann unterhielt. Richelieu las ihm einige seiner Gedichte vor, zeigte ihm seine Dramen und sprach von deren gelungenen Auführungen auf der kleinen, vortrefflichen Bühne in seinem Palast. Der große Staatsmann hatte nämlich die Schwäche, sich für einen ebenso großen Dichter zu halten, und war sehr eitel auf die vermeintlichen Erfolge, die er als Leichter zu erringen wählte. Der Italiener verschleierte nicht, sich in Lob- und Schmelschreiben über das dichterische Talent seiner Eminenz zu ergehen, wurde huldvoll entlassen und schied mit der stillen Hoffnung, die Gnade des allmächtigen Ministers in besonderem Grade ganz unverschöft und unverbittert errungen zu haben.

Im Vorgimmer des Kardinals aber nahm ihn eine schon bereit stehende Wache im Namen des Königs gefangen und brachte ihn in die Bastille. Hier saß er, ohne einen Menschen zu sehen. Er ward auch verpflegt, in seiner Zelle befanden sich alle denkbaren Bequemlichkeiten — aber er sah und hörte kein menschliches Wesen, nicht einmal den Schließer. Die Speisen wurden ihm wie alle sonstigen Bedürfnisse — sogar gute Bücher zum Lesen schenken nicht — durch die Wand auf einem Brett zugehoben. Absolute Stille und Einsamkeit umgaben ihn. Er war gefangen, warum, das ahnte er nicht, und für die Welt draußen verschwunden. Er fürchtete für seinen Verstand, glaubte Jahre hindurch schon der Freiheit beraubt zu sein und verzehrte sich in Angst um das, was vielleicht noch kommen würde. Nach vier Monaten ward er aus der Bastille geholt und direkt zum Kardinal gebracht, der ihn mit der ausgeputzten Höflichkeit empfing, ihn neben sich auf den Divan zog und, seine Hand festhaltend, sagte: „Verzeihen Sie mir die vorübergehende Verabreichung Ihrer Freiheit, mein Herr. Es war dies eine Notwendigkeit, die meine eigene Unbedachtsamkeit hervorrief. Sie erinnern sich, daß ich den mir von Ihnen überbrachten Brief aus Rom sofort erbrach und mich in seinen Inhalt verließte, und zwar so ausschließlich, daß ich Sie ganz vergaß. Dadurch gab ich Ihnen Gelegenheit, möglicherweise ein Schriftstück einzuschleusen, welches ich bei Ihrem Eintritt gelesen und verabsäumt hatte, zu vernachlässigen. Es enthält Dinge von der höchsten Wichtigkeit, die, wenn auch nur Bruchstücke davon zu Ihrer Kenntnis gelangten, Maßnahmen gefährden konnten, bei denen Großes auf dem Spiele stand. Sobald ich mein Versehen erkannte, gab ich, Ihnen unvermerkt, dem dienstthuenden Offizier im Vorgimmer das Zeichen, welches Ihre Inhaftierung beim Austritt aus meinem Kabinett

zur Folge hatte. Sie mußten so lange in der Bastille ganz abgeschlossen von der Außenwelt bleiben, bis Ihre mögliche Mitwisserschaft und Einsicht in einen Teil meiner Pläne diese nicht mehr gefährden konnten. Sie hätten jahrelang in der Bastille bleiben können, da indessen schon nach Monaten das, was meine Unvorsichtigkeit verschuldet, folgenlos wurde, zögerte ich nicht, den Befehl zu Ihrer Entlassung auszufertigen. Sie sind frei und ich bin in der Lage, Ihnen im Namen des Königs 700 Franken für jeden Tag Ihrer Haft anbieten zu können. Nehmen Sie das Geschenk aus meiner Hand und bleiben Sie in Paris in meiner Nähe. Ich schätze Ihre Kenntnis der Literatur, Ihr Verständnis für die Ideen der Dichter. Glauben Sie mir — ich bin Ihr Freund.“

Der Italiener soll, wie es in dem oben angeführten Werk heißt, sich der sehr zweifelhaften Freundschaft Richelieus zu entziehen gewußt haben und mit seinem Schmerzensgelde so rasch als möglich nach Italien zurückgekehrt sein.

Es ist bekannt, daß der Kardinal die Angehörigen der vornehmsten und reichsten Adelsfamilien auf den geringsten, oft künstlich von ihm erfundenen Verdacht hin einkerkern oder töten ließ.

Ebenso bekannt ist die Feindschaft des Kardinals zwischen ihm und der Königin-Mutter, Witwe Heinrichs IV., Maria von Medici, und ihrem zweiten Sohn, dem Herzog von Orleans. Beide mußten vor seiner Rache aus Frankreich fliehen, und ihre Verbündeten, der Herzog von Montmorency, der Marschall Marillac, Graf Cinq Mars, Marquis de Thou und andere aus den edelsten Geschlechtern starben auf dem Schafott, ihr Geld und Gut floh, wie das aller, die Richelieu töten ließ, in die Staatskassen, die er bereichern mußte, um seine Ideen ausführen zu können.

Außer der Eitelkeit und einer sehr starken Sinnlichkeit war Richelieu abergläubisch und fürchtete die Geister der durch ihn Getödteten, was ihn indessen nicht abhielt, offen und geheim immer neue Morde auf seinen Befehl ausüben zu lassen.

Als er den Tod der Königin-Witwe, die fern von Paris starb, erfuhr und bemerkte, daß er genau zur selben Stunde erkrankt sei, sah er darin ein böses Omen und las selbst täglich Totenmessen öffentlich in der Kathedrale für die Verstorbene. Aber sie ließ sich nicht veröhnen, ihr Geist erschien ihm allnächtlich und weishagte ihm einen baldigen Tod. Des Nachts zitterte er vor dem Spuk, den sein erwachendes Gewissen ihm zeigte, am Tage ließ er weiter morden, verteilte die kleinen Gistpülverchen, mit denen er sich von unbequemer Mitwisserschaft oder anderen Hindernissen befreite, und ließ sonst in sinnreicher Grausamkeit die plötzlich spurlos verschwinden, deren Existenz ihm unangenehm war.

Nochte nun Ueberanstrengung all seiner geistigen und körperlichen Kräfte bei seinen Staatsgeschäften und sonstigen Intrigen seinen Gesundheitszustand aufreihen oder die Gewissensbisse seinen Geist trüben, genug, Richelieu erholte sich nicht von dem ihm am Todestage Maria von Medici befallenden Krankheit. Sie steigerte sich langsam und hatte Anfälle von Irrsinn im Gefolge. Zuweilen glaubte er ein Pferd zu sein, wickelte wie ein solches, galoppierte im Zimmer herum und schlug um sich.

Solche Paroxysmen währten Stundenlang, bis er ohnmächtig zusammenbrach und von seinem vertrauten Kammerdiener, dem einzigen, den er in seiner unmittelbaren Nähe duldete, auf das Lager gebracht ward.

Im Alter von achtundfünfzig Jahren starb Richelieu, vollständig von der ihn verzehrenden Krankheit gebrochen, kraftlos und hilflos wie ein Greis. Zu seinem Nachfolger empfahl er dem König den Kardinal Mazarin.

Ludwig XIII. sprach es laut aus, daß er froh sei, die Herrschaft Richelieus los zu sein, und Frankreich jubelte über den Tod seines Tyrannen, der zugleich einer seiner größten und besten Söhne war.

Wie schade war es, daß dieser hervorragende Geist nicht von einem ebenbürtigen Herzen begleitet ward. Was hätten Richelieus Verstand und Talente für sein Vaterland leisten können, wenn ihn nicht böse, schlechte Eigenschaften bei all seinen Handlungen geleitet, wenn er den Staat nicht wie ein blutiger Despot geleitet hätte. Wunderbar war es, daß ihm sein Glück bis zur letzten Stunde treu blieb, trotzdem, daß sogar der König, der ihn gleich allen anderen von Grund seiner Seele haßte, es nicht wagte, den Mann seiner Herrschaft zu brechen. Es war die Ueberlegenheit des Richelieuschen Geistes, vor der sich Ludwig XIII. wie alle seine Zeitgenossen beugte in Ehrerbietung und Furcht. Was Richelieu für Frankreich erstrebte, erreichte weder er noch der, den er zu seinem Nachfolger bestimmte. Die Erfolge, die er errang, überdauerten ihn nur kurze Zeit, aber was er sätete, ohne es zu ahnen, ging auf. Es war Bluthaat, die Blut erntete in der Revolution, die Frankreichs Geschichte, die so viel Entsetzliches zu verzeichnen hat, abermals zwang, mit blutigem Griffel Schandthaten niederzuschreiben, bei denen der Genius des Landes sich trauernd abwenden muß.

Der Heimgang des Kronprinzen Rudolf von Oesterreich.

(Bild S. 378, 386 u. 390.)

Die Großen der Erde werden jetzt ganz besonders hart von Schicksalsschlägen heimgesucht. So ist gegenwärtig das österreichische Kaiserhaus in tiefe Trauer versetzt worden durch das plötzliche Hinscheiden des Thronerben, des Kronprinzen Rudolf, und die ganze zivilisierte Welt, samt man sagen, ist voll Teilnahme, trägt Leid mit der Kaiserfamilie in Wien.

Der einzige Sohn des österreichischen Kaiserpaars, Kronprinz Rudolf (Franz Carl Josef), wurde am 21. August 1858 zu Laxenburg geboren. Er genoss sorgfältig überwachtem Unterricht, der bei aller Bieleitigkeit keineswegs der Gründlichkeit entbehrte. Am 24. Juni 1877 wurde er mündig erklärt, und mit berechtigtem Stolz auf die geistige Bildung seines hohen Vögelings konnte sein Erzieher Latour sein Amt niederlegen. Am 23. Juli 1878 trat der Prinz beim 36. Infanterieregiment in den aktiven Kriegsdienst. Er wurde im September 1880 zum Generalmajor und Contradmiral befördert, am 6. April 1881

zum Kommandanten der 18. Infanteriebrigade zu Prag; 1883 wurde er Feldmarschalllieutenant, Vizeadmiral und Divisionär in Wien. Völlig erfüllt er alle Anforderungen seines militärischen Berufes. Seine taktischen und strategischen Anordnungen überraschten wiederholt bei Manövern durch Eigenart und Selbstständigkeit. Fremde Offiziere, die den von ihm geleiteten Scheingefechten beizuwohnten, stimmten in die Begeisterung der heimischen für den Prinzen ein. Und doch war das militärische Element in des Prinzen Wesen nur ein oerzogenes, wenn auch mit Hingebung ausgebildetes. Seine Neigung, sein Herz zogen ihn zu der Naturwissenschaft. Als Schüler Vrehms war er ein ausgezeichneter Ornithologe; von diesem seinem Meister hatte er auch das liebevolle Belauschen der Natur, das Abhören ihrer zartesten Geheimnisse übernommen, sowie die Kunst, das Beobachtete in schöner Form, anschaulich und lebendig vorzutragen. Nie prahlte der Verfasser mit seinen gelehrten Kenntnissen, und nie kokettierte er mit dem hohen Rang seiner Lebensstellung.

Der erste schriftstellerische Versuch des Thronfolgers stammt aus dem Jahre 1881 und betitelt sich „Fünfzehn Tage auf der Donau“; 1884 erschien „Eine Orientreise“, 1888 folgten „Jagden und Beobachtungen“. Seit 1886 wurde unter seiner obersten Redaktion und thatkräftigen Mitarbeiterschaft das groß gedachte Werk: „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild“ herausgegeben. Obwohl es noch lange nicht zu Ende geführt ist, geben doch die bis jetzt erschienenen Bände kräftiges Zeugnis von dem edlen Willen und großen Können des geistigen Urhebers. Die besten Federn des Reiches und die ersten Künstler sollten zur gemeinsamen Arbeit herangezogen werden, die der Verrückung des geliebten Vaterlandes galt!

Am 10. Mai 1881 vermählte sich der Kronprinz mit der lieblichen Prinzessin Stephanie (Clotilde Luise Hermine Marie Charlotte), Herzogin zu Sachsen, geboren zu Laufen am 21. Mai 1864, der Tochter des Königs der Belgier, Leopold II., und der Königin Maria Henriette, Erzherzogin von Oesterreich. Am 2. September 1883 wurde dem jungen Paare ein Töchterchen geboren, welches in der Taufe den Rufnamen Elisabeth erhielt.

Kronprinz Rudolf besaß in hohem Grade die seltene Kunst, sich beliebt zu machen, „vor Gott und Menschen angenehm“. Wie er die Sängern mit einem herzlichen Wort gewann, eroberte er sich auch die Schriftsteller im Flug, wenn er sich mit Stolz ihren „Kollegen“ nannte.

Unser Bildnis des Kronprinzen ist nach der letzten, kurz vor seinem Tod ausgeführten photographischen Aufnahme wiedergegeben und zeichnet sich durch sprechende Ähnlichkeit aus.



Kronprinz Rudolf von Oesterreich-Ungarn.

Nun hat Kaiser Franz Josef keinen männlichen Leibeserben mehr. Dem Monarchen, welcher mit unermüdlicher Rastlosigkeit seine Herrscherpflichten erfüllt, auf den vor Jahren ein Verrückter den Mordstoß zückte, dessen Bruder Max von Mexiko den tödlichen Kugeln die Heldenbrust bot, ward nun auch der herbste Schmerz auferlegt, der einem Vater, einem Regenten bestimmt sein kann — der erschütternde Heimgang des einzigen Sohnes.

Wir zeigen S. 390 das kleine Jagdschloß Menerling nächst Baden bei Wien, in welchem der edle, unglückliche Kaiserjohann sich den Tod durch Erschießen gab, in einer Abbildung, die völlig naturgetreu nach einer Handzeichnung gefertigt ist. Kronprinz Rudolf kaufte den Grundbesitz im Jahre 1886 für 95,000 Gulden und machte ihn zu seinem Lieblingsaufenthalt, wenn er vom Hofe und dem Treiben der Großstadt sich zurückziehen wollte.

Einstmals war Menerling geistlicher Besitz und dem unweit gelegenen Cisterzienserkloster Heiligenkreuz — 1135 gegründet — zu eigen. Das größere Hauptgebäude, auf einer Anhöhe gelegen, ist weithin sichtbar. Es ist nur einstöckig aufgeführt, und mancherlei weist auf seine ursprüngliche Zweckbestimmung zurück, so die klostertypischen Deckenwölbungen im Erdgeschoß.

Der ganze Komplex besteht aus fünf Gebäuden; das erwähnte größere, ein recht schmuckloses, einfacher Mitteltrakt mit etwelchen Nebentrakten, ist von vier niedrigeren einzelnen Gebäuden umgeben. Die Parkanlagen rings herum sind nach des Kronprinzen Angaben hergestellt worden. Er wird es sicher auch selbst gewesen sein, der die Thujabäume in den ausgedehnten Hof kommandiert hat, wo sie mit ihren immergrünen Blätterpyramiden gleichsam militärisch Front machen.

Ruhig und abseits vom großen Lärm der Welt sind die schlichten Wohnstätten in beschaulicher Natur-einsamkeit gelegen, wie geschaffen, damit man hier in alter, klostertypischer Weise mit seinem inneren Menschen Abrechnung pflege, — oder auch in modernerer Art ungestört philosophire und meditiere. — Ja, Kronprinz Rudolf war ein Stüd Philosoph; er dachte viel und immer selbständig. Mit Josef II. hat man ihn oft verglichen, aber auch mit Max, dem letzten Ritter. Mit jedem von ihnen weist er verwandtschaftliche Züge auf, und volksbeliebt war er wie beide.

Nie wird man ohne Wehmut die inneren Gemächer des Hauses betreten, in denen er so gerne geweilt und die er mit anheimelnder, weidmännischer Eleganz sich auszustatten verstanden hat. Jetzt umweht dies klostertypische stille Gehöft für alle Zeiten die düstere Romantik des tragischen Endes eines hochherzigen, begabten Mannes, eines edlen Kaiserjohannes.

Zur Erklärung unserer Bilder, welche die ergreifenden Vorgänge in Wien veranschaulichen, wollen wir noch folgende Daten hinzufügen. Es war sechs Uhr abends, Mittwoch den 30. Januar, als der Badener Bahnhofsperron abgesperrt wurde. Die Leiche des Kronprinzen war unterwegs von Menerling nach Baden, von wo aus sie in einem Sonderzuge nach Wien befördert werden sollte. Nach ein Uhr nachts traf sie auf dem Wiener Südbahnhofe ein, wo sie und das Trauergefolge von dem



Vor den Fenstern des Kaisers in der Hofburg zu Wien. Originalzeichnung unseres Spezialartisten Theodor Weidwiler.



Verwundet und verstorben. Gemälde von T. S. Remington. (E. 385.)

Oberstkommandant des Kaisers, dem Prinzen zu Hohenlohe, erwartet wurde. Der Sarg ward auf den bereitstehenden Trauerwagen gehoben, Gardereiter ritten zu beiden Seiten desselben, sodann ging die nächtliche Fahrt durch die Belvedereallee über die Heugasse, Schwarzenbergbrücke, Ringstraße in die Hofburg. Trotz der späten Nachtstunden waren die Straßen, durch welche der Zug sich bewegte, von der teilnehmenden Bevölkerung dicht besetzt. Lautlose Stille überall, nur das Geräusch des Totenwagens und der Wagen des Gefolges, sowie die Hufschläge der Pferde waren hörbar.

Erschüttert und in tiefer Trauer grüßte die Menge ehrfurchtsvoll die Leiche des dahingegangenen Kronprinzen.

In einem Giebelzimmer neben dem großen Speisezimmer des Kronprinzen wurde die Leiche aufgebahrt. Sie ward auf ein Bett gelegt und mit einer Decke verhüllt, auf welcher Nagelbüschchen, Beilchen und Rosen, die Lieblingsblumen des Verstorbenen, hingestreut lagen. Der rührende Blumengruß war von der Hand der Kronprinzessin dahin gebettet worden.

Der Verlebte schien im tiefen Schlaf zu ruhen. Die Jüge waren mild, ruhig und heiter. Sie verrieten nichts von einem schrecklichen Todeskampf.

Nach dem Mahle.

(Bild S. 375.)

Unser schönes Bild verleiht uns etwa drei Jahrhunderte zurück in eines der fürstlichen Häuser Italiens. Es ist die Zeit, in welcher alle Künste wieder auflebten und ein fröhliches, äppiges, glanzvolles Leben durch die schöne Halbinsel jenseits der Alpen flutete. An den Fürstenthöfen Italiens ward die Dichtkunst besonders gepflegt, und namentlich war alles für die heitere Muse sehr empfänglich; man vertrat auch Spott und Satire recht gut und die Hofnarren hatten gute Zeit. Sie waren oft der Mittelpunkt aller geistreichen Unterhaltung, wurden geliebt und geschätzt und sammelten Schätze. Die lustigen Spott- und Liebeslieder dieser Zwerge waren stets eine geschätzte Würze bei allen Gesellschaften, und so sehen wir denn auch auf unserem Bilde einen derartigen Hofnarren nach beendigtem Mahle vor einer ausserwählten Gesellschaft komische Vieder zur Mandoline singen. Der Zwerg scheint nicht nur ein Schalk, sondern auch ein tiefführender Mann zu sein, denn seine Gesänge erregen nicht nur die Lust der Aelteren, sondern auch süße Gefühle in den Herzen der Jüngeren, und manche seine Liebesintriigue mag bei den wehmüthig-spöttischen Versen des Zwerges ihre Wurzeln knüpfen und ihre Pfeile versenden. Diese Vielseitigkeit der Teilnahme, welche sich in den Jüngen der zahlreichen Gesellschaft widerspiegelt, verleiht diesem unserem Bilde eine besondere Anziehungskraft.

Weg zum Arco naturale auf Capri.

(Bild S. 357.)

Die Insel Capri, das Felsenland, welches den prachtvollen Golf von Neapel gegen das Meer abzuschließen scheint, ist überreich an eigentümlicher Naturschönheit, namentlich an malerischen Felsformationen; die Insel fällt fast überall in steilen, oft tausend Fuß hohen Schotfen in das Meer ab und sendet hunderte von Vorsprüngen der mannigfaltigsten Gestalt in die blaue Flut hinein. Eines der merkwürdigsten Vorgebirge, welches die leuchtenden Wellen des Golfes bespülen, bildet der Tuoro grande, auf dem ein optischer Telegraph errichtet ist; in einem Thal einschneidet dieses Vorgebirges, das Thal Mitromania genannt, erhebt sich, von tödtlichen Klippen umfarrt, ein natürliches Felsensthor: der Arco naturale vom Volte genannt. Er gewährt eine wundervolle Aussicht auf das Meer, die Nacht und die Berge von Sorrent, und ist ein besuchter Ausflugsort der Fremden. Unser Bild führt uns auf den Weg zu diesem Naturwunder, der an und für sich schon eine Seltenheit ist durch die Großartigkeit und Schönheit der Landschaft, in welcher sich eine harte Felsenwildnis mit äppig südlicher Vegetation mischt oder vielmehr jäh abwechsel. Hierliche Rapengeträuche, Kastanien, mannshohe, baumartige Myrten, Kosengebüsch, goldgelber Ginster, flachelige Aloë, nordisches Gras und südliche Alpenpflanzen umwuchern hier das Gestein, und überall schaut das leuchtend blaue Meer hindurch und in der Ferne dämmern, in violetten Farbenhauch getaucht, die kühnen Bergzüge der italienischen Küste. An Eigenartigkeit und malerischem Reiz kommt kaum ein Eiland unseres Erdtheils der Insel Capri gleich. Dem Glücklichen, der dort einige Zeit verweilen konnte, hat das Schicksal eine Günst erwiesen, die wohl nie aus seiner Erinnerung schwinden wird. Unserem Bilde fehlen allerdings die Farben, aber eine Idee von der eigentümlichen Großartigkeit und Schönheit der Caprilandschaft gibt dieser gute Holzschnitt doch.

Eisverkauf auf dem Markte von Georgetown.

(Südamerika.)

(Bild S. 390.)

Demerara oder, wie der offizielle Titel lautet: Britisch-Guyana grenzt im Norden an das atlantische Meer, im Osten an das niederländische Guyana oder Surinam, im Süden an Brasilien und im Westen ebenfalls an Brasilien und Venezuela. Die ganze Kolonie hat einen Flächenraum von ungefähr 76,000 englischen Quadratmeilen mit etwas über 265,000 Einwohnern. Bereits im sechzehnten Jahrhundert hatten die Holländer Besitz von Guyana genommen und mehrere Kolonien an der Küste des Landes gegründet, wie Neu-Amsterdam, Paramaribo, Batavia und andere mehr; im Jahre 1781 wurde Guyana erst von den Engländern, dann von den Franzosen in Besitz genommen, bis es schließlich 1796 dauernd von England annektiert wurde. Das jetzige Britisch-Guyana wurde zwar noch einmal durch den Frieden von Amiens, im Jahre 1802, den Holländern zugesprochen, blieb aber de facto in den Händen der Eng-

länder, welche die drei ehemaligen niederländischen Kolonien: Essequibo, Demerara und Berbice, zu einem einzigen großen Kolonialstaate unter dem Namen Britisch-Guyana zusammenlegten, der von einem Gouverneur und einem aus zehn Mitgliedern bestehenden Räte (court of policy) verwaltet wird. Diesem Räte steht ein aus fünf Beisitzern gebildetes Kollegium der Finanzrepräsentanten zur Seite. Gerichtswesen und Polizei, mit einem Oberrichter, zwei Unterrichtern und einem Oberheriff, sind ganz nach englischem Vorbilde eingerichtet.

Das Klima in dem angeschwemmten Küstenlande ist sehr heiß und erschöpfend, in dem etwa 1000 bis 1500 Fuß hohen Innern von Guyana indes keineswegs so ungesund, als allgemein angenommen wird. In den fumpfigen Niederungen, besonders in den Hafenplätzen, herrscht vorwiegend das gelbe Fieber, namentlich in den Monaten Juli, August und September, auch kommen häufig miasmatische Fieber vor, ferner ist die Lepra (der Auszug) unter der Negerbevölkerung außerordentlich verbreitet.

Bei dem ausgezeichnet fruchtbaren Boden und dem der Vegetation so überaus günstigen Klima standen die Zuckerrohrplantagen, diese Hauptkulturpflanze von Guyana, in hoher Blüte, als plötzlich im Jahre 1838 die Sklaverei gesetzlich aufgehoben und über 80,000 Neger frei erklärt wurden, was zur Folge hatte, daß diese Plantagenwirtschaft mit einemmale stockte, da die Freigelassenen sich zu keinerlei Arbeit bequemen wollten. Die Plantagenbesitzer haben sich genötigt, Kulis aus China und Indien, freie Neger aus Liberia (hogenannte croos) und Arbeiter aus Westindien, den Azoren und anderen Inseln einzuführen, deren Zahl mit der Zeit bis auf 180,000 stieg; dann erst nahm die Produktion in den Plantagen wieder einen kräftigen Aufschwung. Allein 82,000 Kulis kamen nach Britisch-Guyana, von denen freilich der größte Teil nach fünfjähriger Dienstzeit mit ziemlich bedeutenden Ersparnissen in die Heimat zurückgekehrt ist. Jetzt beträgt die Bevölkerung der ganzen Kolonie etwa 265,000 und gehört überwiegend der afrikanischen Rasse an, während die Ureinwohner des Landes, die Kariben, höchstens noch 10,000 Seelen stark sind. Diese letzteren leben ausschließlich im südlichen Teile des Landes, in den dichten Waldungen des Innern, und lassen sich nur sehr selten in den Städten blicken.

Wie bereits erwähnt, besteht das Hauptprodukt von Guyana in Zuckerrohr. Dasselbe wird auf ausgedehnten Feldern gebaut, die rings von Wassergräben umgeben sind, auf denen nach der Ernte das abgebaute Rohr in die Mühlen geschafft wird, um daselbst, unter Anwendung von sehr vervollkommenen Apparaten, in Zucker und Rum verwandelt zu werden. Die meisten Zuckerrohrplantagen liegen längs der Küste und bis etwa zehn bis fünfzehn englische Meilen aufwärts an den Ufern der beiden Hauptflüsse des Landes, des Demerara und Berbice. Auch die kleinen Inseln an der Mündung des Essequibo sind angebaut. Die übrigen tropischen Produkte werden nur in geringen Mengen kultiviert, die kaum den eigenen Bedarf der Kolonie übersteigen, hingegen wird sehr viel vortreffliches Bauholz ausgeführt. Der Großhandel liegt ganz in den Händen von Engländern, während der Klein- und Zwischenhandel von eingewanderten Portugiesen betrieben wird. Für gute Verbindungen zwischen den größeren Küstenplätzen Guyanas ist durch eine 32 Kilometer lange Eisenbahn, von Georgetown an der Küste entlang, georgt; mit Europa wird die Verbindung durch die monatlich einmal von Southampton abgehenden Dampfer der Demerara-Speziallinie und durch die monatlich zweimal zwischen Georgetown, Trinidad, den kleinen Antillen und St. Thomas im Anschluß an die Royal-Maillinie kursierenden Dampfer unterhalten. Auch ein unterseeisches Telegraphenkabel verbindet die Kolonie mit dem europäischen-westindischen Kabel.

Wir führen unsere Leser heute wieder nach Georgetown (siehe Heft 1 und 3) und lassen sie einen Blick in das Marktgewühl thun. An den Wochentagen muß man den Markt besuchen, wo die Negerfrauen eifrig schwagen und die Neuigkeiten des Tages verhandeln, indes in einem so gebrochenen Englisch, daß man sehr aufpassen muß, wenn man den Sinn des Gespräches verstehen will. Eine Menge müßiger junger Neger lungert auf dem Markte herum und blickt sich, wie die meisten Bettler, daß keine Arbeit zu bekommen ist; bietet man ihnen jedoch 1 bis 2 Schilling täglich für irgend eine leichte Arbeit im Hause, so antworten sie lächelnd: „Warum arbeiten, Massa!“ An jeder Ecke des Marktplatzes, wie überhaupt in allen Straßen sieht man ganz in Weiß gekleidete Polizeikonstabler stehen, die sehr geküßt und eifrig im Dienst sind, nur darf man ihnen nicht zumuten, irgend einen frechen Burlesken, der Unfug in den Straßen getrieben, etwa die vorübergehenden Frauen oder Mädchen belästigt und dann noch den würdigen Konstabler geschimpft oder gar mit Steinen nach ihm geworfen hat, weiter als höchstens hundert Schritte zu verfolgen, dazu ist es in Georgetown wirklich zu heiß. In der That ist die Hitze so arg, daß man von niemand schwere Arbeit oder irgend eine ungewöhnliche Anstrengung verlangen kann.

Bei der enormen Hitze ist namentlich für alle Europäer das Eis ein ganz unentbehrliches Genußmittel in Georgetown, sowie in ganz Demerara. Dasselbe wird in ganzen Schiffsladungen meistens von Nordamerika eingeführt und in den frühen Morgenstunden in der Markthalle verkauft. Unsere Illustration bringt das kolossale Gedränge der Negerfrauen und schwarzen Diensthöten zur Veranschaulichung, die sich beeilen, die schnell schmelzende Ware nach Hause zu schaffen — bevor die Sonne höher steigt — und sich daher rücksichtslos um den Stand des amerikanischen Geschäftlers stoßen und drängen, dem gleichfalls daran gelegen sein muß, seinen Vorrat so rasch als möglich zu verkaufen. Das gewährt ein recht lokales und nationales Bild.

Wenige Meilen nordwestlich von Guyana liegt die Insel Trinidad, eine der wertvollsten britischen Besitzungen. Der Boden der Insel ist noch fruchtbarer als der von Demerara, das Klima wird durch den Einfluß des Meeres etwas gemäßig, ist daher nicht so heiß und für Europäer gesünder als das von Georgetown. Außer den Erzeugnissen von Guyana werden auf Trinidad noch Kaffee, Kakao und vortrefflicher Tabak mit vielem Erfolge angebaut. Die Insel hat 170,000 Einwohner, von denen 25,000 Weiße und Mulatten sind, der Rest besteht aus Negern und Kulis. Die Hauptstadt von Trinidad, Puerto d'España, hat einige 30,000 Einwohner.

Das Kreuz des Satans.

Erzählung

von

Friedrich Jacobsen.

(Alle Rechte vorbehalten.)



Nicht selten bin ich in Versuchung, zu glauben, daß alles nur ein wüster Traum gewesen ist; wenn ich aber das uralte, kleine, dünne Blättchen in die Hand nehme, wenn ich das schwarzumrandete runde Loch in demselben und die roten, jetzt verblaßten Flecken betrachte, dann kommt mir aus längst entschwundener Zeit langsam die Erinnerung zurück. —

Vor Jahren erhielt ich gänzlich unerwartet einen Brief von jemand, der mit mir die Schule besucht hatte und meinem Herzen nahe gestanden war, den ich jedoch später so vollkommen aus dem Auge verlor, daß weder Poststempel noch Aufschriß des Briefumschlages, sondern vielmehr lediglich das verschleiende Siegel ein dunkles Entfennen in mir wachrufen konnte.

Das Siegel trug wohl eine Art Wappen, aber jedenfalls eines der seltsamsten Art, denn es bestand nur aus einem vierblättrigen Kleeblatt inmitten eines glatten, länglich viereckigen, verschobenen Feldes.

Es war schief und unordentlich aufgedrückt, ebenso zeigten die Schriftzüge der Adresse Unsicherheit und unheimliche Eile.

Weit mehr als dieses beunruhigte mich aber der Inhalt des Briefes. Derselbe lautete:

„Schloß Kleeefeld, den 5. August 18..

„Lieber Fritz!

„In den Zeitungen las ich Deinen Namen als Irrenarzt; heute schreiben wir den 5. August, Du kannst also bequem vor Laurentius bei mir sein. Du wirst Dich entsinnen, was das bedeutet. Da die Sache sehr dringend ist, bitte ich Dich, nicht zu zögern. Dein

Hans von Raven.“

Etwas Dunkleres und Verwirrteres konnte es kaum geben als diesen hastig hingeworfenen Brief. Er klang wie ein gepreßter Notschrei mitten heraus aus quälenden, stürmischen Gedanken, er berührte mich unheimlich mit seinem Ruf an den Irrenarzt, mit seiner Voraussetzung von Dingen, welche mir unbekannt waren, er erweckte in mir unbestimmte, unbeschlagene Ahnungen —

Ich nahm den Kalender zur Hand; Laurentius war der 10. August. Ja doch, nun dämmerte eine matte Erinnerung in mir auf.

Hans von Raven auf Schloß Kleeefeld war der letzte eines alten Geschlechts; wir hatten in der Klosterschule Stube an Stube gewohnt und uns eng aneinander angegeschlossen. Der begabte, im übrigen körperlich und geistig vollkommen normale Knabe zeichnete sich durch zwei Eigentümlichkeiten aus; er mied mit ängstlicher Scheu jedes Kartenspiel und geriet in nervöse Aufregung, wenn er in der Hand eines Kameraden die allerdings verbotenen zweiunddreißig bunten Blätter erblickte; er schloß sich ferner regelmäßig einmal im Jahre auf vierundzwanzig Stunden in seiner Stube ein und wußte es, entgegen der strengen Schulzucht, durchzusetzen, daß sich während dieser Zeit niemand um ihn kümmerte.

Das letztere wiederholte sich stets an einem und demselben Tage, und zwar während der Sommermonate; möglicherweise war es der 10. August gewesen, aber ich hatte nie sonderlich acht darauf gegeben, auch nie darnach geforscht, weil ich glaubte, es handle sich um die stille Feier eines vielleicht traurigen Gedenktages.

Gerade dieser letzte Umstand machte mich jetzt stutzig.

Wie gewaltig mußte dieser Tag in das Leben des Mannes eingreifen, da Raven in seinem Briefe voraussetzte, daß ich mich nach mehr als zehn Jahren jener Eigentümlichkeit noch entsinne; hier lag eine Idiosynkrasie, wenn nichts Schlimmeres vor.

Noch einmal streifte mein Auge das seltsame Wappen; es gibt so wenig Glück auf der Welt, fast wollte es mich vermessenen dünken, das Symbol des Glückes ohne demütige, die Götter versöhnende Beigabe auf den Schild zu besten — dann begann ich mich ohne Säumen zur Reise zu rüsten.

Schloß Kleeefeld lag weit abseits von der Heerstraße in einem weltvergessenen Winkel Deutschlands; bei den damals noch schlechten Verbindungen bedurfte es einer vollen Tagereise, um von meinem Wohnsitze dorthin zu gelangen.

Als ich die letzte Poststation erreicht hatte, stand die Sonne schon tief am Himmel, und man bedeutete mir, daß ein Gefährt nicht vorhanden, das Schloß aber noch zwei Stunden entfernt sei. Wenn ich nicht in dem schlechten Gasthaus übernachten wollte, blieb nur eine Fußwanderung übrig, und der Posthalter erklärte auf mein Befragen, daß der Weg nicht zu versehen wäre, fügte aber sofort hinzu:

„Es ist freilich nicht jedermanns Sache, lieber Herr, bei Mondschein Schloß Kleeefeld aufzusuchen, aber Sie müssen am besten wissen, was Sie zu thun haben.“

„Warum nicht bei Mondschein?“ fragte ich befremdet; „der erleichtert doch das Auffinden des Weges!“

Der Mann wandte sich verlegen ab und murmelte etwas; ich glaubte die Worte „erschrecken“ und „Schatten“ zu verstehen und erwiderte lachend:

„Nun, lieber Freund, ich werde doch nicht vor meinem eigenen Schatten erschrecken; ein fremder Schatten, der bei Nacht unvermuthet in unsern Weg fällt, ist oft viel unangenehmer. Aber davor bin ich wohl sicher?“

„Freilich,“ sagte jener eifrig, „davor sind Sie ganz gewiß sicher.“

So schlug ich getrost den bezeichneten Pfad ein. Der selbe war in der That nicht zu verfehlen, aber als die Sonne untergegangen war, als es immer dunkler wurde und endlich der Mond aufstieg, kam mir doch das alberne Geschwätz des Posthalters mit unangenehmer Deutlichkeit wieder in den Sinn.

Es gab Schatten genug um mich her, denn ich ging beständig zwischen hohen Kiefern, aber alle die dunklen Streifen, welche oft schwankend und zitternd auf dem Wege lagen, waren alltäglich oder mindestens erklärlich; bei jeder Biegung des Pfades schaute ich mit immer steigender Erregung um mich. Weshalb?

Meine überreizten, vielleicht von der Reise erregten Sinne suchten etwas Unerklärliches, etwas Unnatürliches, etwas —

Ich blieb stehen und sagte, meinem eigenen Herzklopfen zum Trost, laut das in der Einsamkeit gefürchtete Wort: Etwas Unheimliches!

Da! Da war es!

Ich stand auf einer steil vor meinen Füßen abfallenden Anhöhe und blickte hinab in ein mondcheinbeglänzt Thal.

Eigentlich ist „Thal“ nicht der richtige Ausdruck, insofern jenes nach zwei Seiten einen Ausgang zu haben pflegt. Wie soll ich es nur gleich beschreiben? Nehmt ein weißes Oktavblatt, umwallt die vier Ränder desselben mit Sandhaufen und bestreut die letzteren mit grünem Kraut — so war es.

Das längliche, rings von hohen bewaldeten Bergen umschlossene Viereck zu meinen Füßen schien eine sandige Ebene zu sein; ich sage absichtlich „schie“, denn ein feiner weißer Dunst wogte in dem Kessel leise hin und her und brach die scharfen, klaren Strahlen des Mondes so eigenartig, daß man zweifelhaft bleiben konnte, ob das da unten Sand oder Wasser sei; war es wirklich das letztere, dann fehlte auch die Insel nicht. Denn genau dort, wo sich die Diagonalen des Vierecks kreuzten, hob sich aus dem weißlich schimmernden Flor ein dunkles Etwas, eine phantastische Gestalt, weniger vielleicht Gestalt als der Schatten einer solchen.

Ich wandte unwillkürlich meine Augen gegen den tiefblauen Zenith und eine Kindheits Erinnerung überkam mich mit dämonischer Macht.

„Wenn der jüngste Tag anbricht, so soll sich der Himmel spalten und eine unsichtbare Hand streckt ein sichtbares Kreuz über die sündige Menschheit.“ So erzählte mir meine Amme. Und ich blickte nach oben, ob der Schatten jenes Kreuzes sich in diesem unheimlichen Thalkessel widerspiegeln, aber das Himmelsgewölbe spannte sich über mir wie eine Glasglocke.

Dann stieg ich langsam hinab in das Thal. Seine Sohle war kein Wasser, sondern fester weißer Sand.

Und nun sah ich auch, daß jene seltsame Gestalt, die im Mondlicht und Nebel meine Sinne getäuscht hatte, etwas Natürliches, wenn auch keineswegs Alltägliches sei, nämlich ein Gebüsch, wenn man will, ein Wäldchen, bestehend aus tiefdunklen, niederhängenden Trauerweiden und Blutbuchen. Dasselbe zeigte scharf begrenzte, sonderbare Einschnitte, denen ich jedoch vorderhand keine große Aufmerksamkeit zuwandte, denn an der gegenüberliegenden Thalwand, etwa in gleicher Höhe mit meinem verlassenen Standpunkt, ragte aus dem Tannenwald ein altes Gemäuer empor und ein einsames Licht, wie ein Leuchtfäßer zwischen den grauen Steinen schimmernd, belebte mich, daß ich das Ziel meiner Wanderung erreicht habe.

Je weiter ich den steilen, in die Felsen gebauenen Pfad zu dem Schlosse emporstieg, desto zögernder wurden meine Schritte, und am liebsten wäre ich vor der Pforte umgekehrt.

Die kühle, bewegte Nachtlust ließ keinen Gedanken an Vertreibung und Morderlust auskommen, das einsame Licht keine Vorstellung von einer öden, unbewohnten Ruine, und dennoch glaubte ich einen ungeheuren steinernen Sarg zu erblicken, von welchem der Zeitstrom das schützende Erdreich hinweggewaschen hatte.

Das Schloß stammte aus einer längst verfloffenen Periode, in welcher Wehr vor Hier ging, und ungeheure Türme, Mauern und Gräben zehnfach den düstern Kern umhüllten, keinen Laut der Freude hinein, keinen Ton des Jammers hinaus lassend.

Von Granitblöcken erbaut, war es tausendfach durchfurcht, zerbrockelt, bemoost, von Schlingpflanzen und Pilzen übersponnen, die Klastertiefen spärlichen Fenster glichen den Augenhöhlen eines Totenschädels, es leuchtete aus ihnen kein Leben, es konnte durch die blinden Scheiben kein Tageschein hereindringen.

Selbst das Mondlicht glitt stumpf von diesen feuchten Steinmassen ab und rieselte glasig, phosphoreszirend an ihnen herunter wie ein Strom matt brennenden Schwefels.

Wohin mein Auge fiel — seltsame Formen, und in diesen Formen immer auf die seltsamste Weise wiederkehrend eine Gestalt, ein Wahrzeichen. Ich sann nach.

Ja, es war das seltsame Wappen, ein vierblättriges Kleeblatt, ohne jeglichen Schmuck, ohne heraldische Abzeichen. Ueber dem Thor als Relief, in den Mauern als Mosaik, in den Fensterhöhlen als dunkle Oeffnung, auf dem Dache als Wetterfahne. Ueberall —

Es machte den Eindruck, als hätten die Erbauer des Schlosses auf ihr Glück getrost, als wolle der jetzige Besitzer es erzwingen und als spötte die Zeit dem ohnmächtigen Ringen, denn überall hatte sie gewählt und genagt, aber das Wahrzeichen schaute unverfehrt auf die Trümmer.

Ein alter Diener, dessen Livreeknöpfe ebenfalls das wunderliche Wappen trugen, empfing mich und führte mich sofort zu seinem Herrn; es machte auf mich den Eindruck, als werde der sehnüchsig erwartete Arzt zu dem Kranken gebracht. Und Hans von Raven trat mir als ein kranker Mann entgegen.

Wir beide waren gleichalterig, dreißig Jahre. Raven war ein blasser, doch kräftiger Jüngling gewesen und äußerlich fand ich ihn unverändert. Vielleicht war er noch blasser als früher, aber möglicherweise täuschte mich die ungewisse Beleuchtung des hohen, düstern Gemachs, in welchem er mich empfing.

Das war es nicht, was mich bei seinem Anblick, bei seiner ersten Begrüßung erschütterte, es war sein Auge, seine Bewegung, seine Sprache. Blicke, Hände und Gedanken waren gleichmäßig außer Stande, einen bestimmt erfaßten Gegenstand festzuhalten, sie zuckten unsichtbar hin und her, sie sprangen raslos, wie von einer innern Macht getrieben, rudweise von einem Punkt zum andern, nicht von einer physischen Gewalt gezwungen. Denn als Raven mir die Hand zur Begrüßung reichte, spürte ich an ihrem mächtigen Druck, daß diesem sehnigen Körper eine gewaltige Kraft innewohne, und ich mußte unwillkürlich mit einem Gefühl der Unsicherheit an den Augenblick denken, wo meine schlimmsten Befürchtungen zu Wahrheit werden konnten, werden mußten.

Ich war damals ein junger Arzt und dünkte mich in meiner Wissenschaft unfehlbar.

Die ersten Worte, welche Raven sprach, bestätigten meine Diagnose.

„Wir schreiben heute den 9. August,“ sagte er, „es ist gut, daß Du da bist.“ Dann nach einer Pause: „Bist Du müde?“

„Nein, Hans.“

„Schön, so wollen wir eine Flasche Wein zusammen trinken.“

Er fragte mich nicht, ob ich Hunger habe. Ich hatte ihn lebhaft verspürt, aber er war mir in der letzten Viertelstunde vergangen.

So setzten wir uns und nieder bei einer einzigen düster brennenden Kerze. Der Diener brachte eine Flasche Wein, dann verließ er uns.

Es ging schon auf Mitternacht.

Raven trank wenig und sprach noch weniger. Einzelne kurze, rudweise Fragen nach meinen bisherigen Erlebnissen, die ich um so kürzer beantwortete, als ich aus dem zerstreuten Tone jeglichen Mangel an Interesse deutlich genug entnahm.

Seine Hände spielten indessen nervös zuerst mit der Tischdecke, dann mit einer Schieblade, welche sich unter derselben befand. Plötzlich zog er die letztere mit einer hastigen Bewegung auf und griff hinein.

Ich beugte mich, jede Muskel anspannend und meinen Stuhl leise zurückschiebend, vorwärts, was mochte jetzt zum Vorschein kommen?

Wenn es eine Waffe oder sonst irgend etwas Furchtliches gewesen wäre, ich hätte es in diesem Augenblick natürlich gefunden, aber mein Erstaunen wuchs ins Ungemessene, als ich nichts weiter in Ravens Händen erblickte als ein harmloses — Kartenspiel.

Ein Kartenspiel in den Händen des Mannes, der als Jüngling in Aufregung geriet, wenn er es nur von weitem erblickte!

Aber mein Erstaunen sollte noch zunehmen. Raven legte die Karten zwischen uns auf den Tisch und sagte weit gelassener, als er bisher gesprochen hatte:

„Das Wiedersehen hat mich doch etwas aufgeregt; wenn es Dir recht ist, so spielen wir vor dem Schlafengehen noch eine Partie.“

In dem äußerlich ruhigen Ton lag weniger eine freundschaftliche Einladung als eine bestimmte Aufforderung, fast ein versteckter Befehl — wenigstens schien es mir damals so und ich wußte aus den Erfahrungen meiner Praxis, daß man sehr wohl thut, gewissen Menschen zu gewissen Zeiten selbst in den sonderbarsten Gedankenverbindungen scheinbar harmlos zu folgen.

So nahm ich mit freundlicher Bereitwilligkeit die hingeworfenen Karten auf. Es ist mir heute nicht mehr erinnerlich, welches Spiel wir spielten, deutlicher dagegen hat sich meinem Gedächtnis der scheinbar belanglose Umstand eingeprägt, daß es französische Karten waren.

Raven verlor die erste Partie; Treff war tout gewesen und ich hatte sämtliche Trümpe in der Hand. Dann war Coeur tout; Raven hatte fast nur Treff

und verlor abermals. Ich sah, wie sein blasses Gesicht noch um einen Schatten blässer wurde, aber er sprach nicht und nagte nur mit den Zähnen an der Unterlippe. Dann kam das dritte Spiel.

Raven hatte diesmal Glück, ich bekam nicht einen einzigen Stich.

Als aber die Karten vom Tisch aufgenommen waren und das letzte Ausspielen beginnen sollte, bemerkte ich, daß eine Karte fehlte und die Partie infolge dessen ungültig war. Auch mein Gegner sah es und sagte tonlos:

„Treff! Ah muß unter den Tisch gefallen sein, ich habe zwar sorgfältig gemischt, aber dagegen ist nichts zu machen.“

„Woher weißt Du, daß es Treff! Ah ist?“ fragte ich erstaunt. „Du kannst doch nicht sehen, welche Karten ich noch in der Hand habe.“

Hans von Raven bog sich, ohne zu antworten, unter den Tisch, suchte eine Weile und legte dann die vermiste Karte vor mich hin.

Es war Treff! Ah.

Ich wußte nicht, was ich sagen sollte; der dreifache Verlust durch Treff war mindestens wunderbar, die resignierte Bestimmtheit, mit welcher Raven die Karte bezeichnet hatte, war unerklärlich. Und in diesem selben Augenblick schlug die Uhr zwölf.

Raven stand auf, legte die Karten zusammen und sagte: „Jetzt schreiben wir den zehnten.“

Ich konnte nichts gegen die Richtigkeit dieser Bemerkung einwenden, aber ich vermochte kein Wort zu reden, meine Augen hingen wie gebannt an den Bewegungen des seltsamen Mannes. So hastig und jäh dieselben früher gewesen waren, so unheimlich gemessen erschienen sie mir jetzt; ich entsann mich aus meiner Praxis eines ähnlichen Anblicks.

Es war ein seltener, von den Ärzten viel umstrittener Fall gewesen; der Kranke litt an Fallsucht, kein Glied an seinem Körper verhartete jemals in Ruhe; wenn man aber eine bestimmte Stelle des Kopfes stark drückte, dann trat eine Art Erstarrung des ganzen Muskelsystems ein, nur die Arme bewegten sich gleichmäßig auf und ab, wie an einem Automaten.

Ähnlich Hans von Raven.

Er hob die rechte Hand und ließ sie wieder sinken; dann vollführte er mit der Linken eine ähnliche Bewegung und streckte endlich beide Arme wagrecht aus, so daß sie mit dem Oberkörper gewissermaßen ein Kreuz bildeten. Schließlich verschränkte er die Arme über der Brust und sagte mit vorwärtsgeneigtem Kopf:

„Ich weiß, was Du jetzt denkst, Fritz.“

„Ich denke an unsere gemeinsame verlebte Jugend, Hans. Damals erregte der bloße Anblick von Karten Deinen Abscheu und jetzt spielst Du selbst mit ebensoviel Eifer als Unglück.“

Er schien kaum zu hören, was ich sagte, und fuhr eintönig fort:

„Du denkst, ich sei wahnsinnig, und Du fürchtest Dich vor mir. Ja, Fritz, Du fürchtest Dich vor mir und ich brauche mich nicht darüber zu wundern. Wir beide sind ganz allein in diesem Teile des weiten Schlosses, die Dienerschaft schläft in dem entferntesten Flügel. Ich bin Dir körperlich überlegen, das kann jedes Kind einsehen; diesen schweren Eisenstuhl vermag ich mit ausgestrecktem Arm zu heben, es ist für mich eine Kleinigkeit, Dir die Kehle zuzudrücken, und überdies trage ich stets eine Waffe bei mir.“

Raven stand auf und ging um den Tisch herum auf mich zu.

Auch ich hatte mich erhoben und sagte, ohne ihn aus den Augen zu lassen, mit fester Stimme:

„Was willst Du von mir, Hans? Hast Du mich als Arzt zu Dir rufen lassen?“

Dicht vor mir blieb er stehen.

„Es ist mir eine wollüstige Freude, zu wissen, daß ein Mensch mich fürchtet, mich, Hans von Raven, der ich vor mir selbst zittere wie Espenlaub, vor mir selbst und vor der gräßlichen Einsamkeit. Darum, Freund, habe ich Dich zu mir gerufen, nicht um Dich zu ermorden, denn ich bin nicht wahnsinnig, aber ich fürchte es zu werden, wenn dieser Zustand nicht ein Ende nimmt. Sieh, dieses Dolchmesser, welches ich stets in meiner Brusttasche trage, nicht für andere, sondern für mich selbst, das will ich Dir geben, Du sollst Dich nicht vor mir fürchten, es wäre ein schlechter Dank für Deine Freundschaft und Dein opferwilliges Kommen. Aber nicht wahr, Fritz, Du gestattest mir, daß ich mich jetzt an Deine Seite setze und Dir etwas erzähle; nimm es entgegen wie eine Beichte, glaube es oder glaube es nicht, nenne es wunderbar oder natürlich, aber höre es geduldig an, und wenn Du kannst, so hilf mir.“

Das war der alte, prächtige Hans, wie ich ihn früher gekannt hatte; seine Stimme klang jetzt weich und vertraulich und wahrhaftig, der starke Mann hatte Thränen in den Augen!

Ich war vollständig beruhigt; der Wahnsinn, wenn überhaupt von einem solchen die Rede sein konnte, hatte sich gelegt und ich wußte als Arzt, daß eine Wiederkehr mindestens während der nächsten Stunden nicht zu befürchten stand.



1. Wälder.



2. Ein steiler Berg.



3. Ein steiler Berg.



4. Ein steiler Berg.



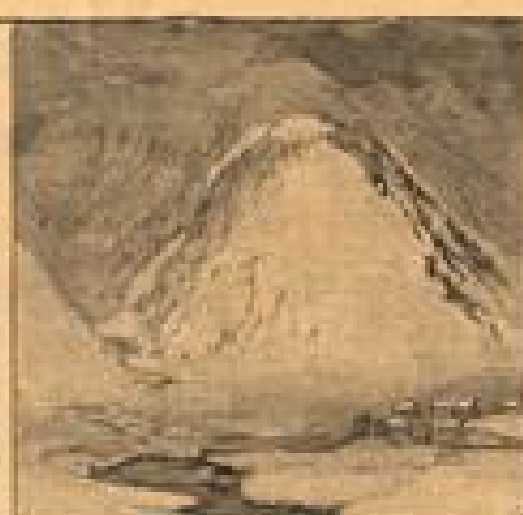
5. Ein steiler Berg.



6. Ein steiler Berg.



7. Ein steiler Berg.



8. Ein steiler Berg.



9. Ein steiler Berg.



10. Ein steiler Berg.



11. Wälder.



12. Ein steiler Berg.



13. Ein steiler Berg.



14. Ein steiler Berg.



15. Ein steiler Berg.

Raven ging an einen Schrank und sagte:

„Vorher ich mit meiner Erzählung beginne, muß ich Dir etwas zeigen, was mit derselben im engsten Zusammenhang steht.“

Er stellte ein altertümlich geformtes, reich ausgelegtes Kästchen vor mich hin, schlug den Deckel zurück und nahm ein Kartenspiel heraus.

Es waren sehr alte, ziemlich abgegriffene französische Karten.

„Zähle sie,“ sagte Raven.

Ich that, wie mir geheißen, und bemerkte:

„Ich zähle nur einunddreißig, es scheint eine zu fehlen.“

„Welche?“

Abermals prüfte ich genau die einzelnen Blätter; mir lief, ich wußte in diesem Augenblick selbst nicht, warum, ein Schauer über den Leib.

„Es fehlt das Treff-Aß.“

Raven nickte; dann richtete er seine Augen nach der Decke, wo, wie überall im Schlosse, das Wappen des Hauses, ein vierblättriges Kleeblatt in länglich viereckigem Felde angebracht war. Und während ich dem Blick der Augen folgte, begann der Mann an meiner Seite zu erzählen:

„Es ist wohl eine Vermessenheit gewesen, daß meine Ahnen das Symbol des Glücks ihrem Wappen einverleibten oder, besser gesagt, es zum alleinigen Wappen erwählten, denn wie Du siehst, fehlen die sonstigen heraldischen Abzeichen. Der Mensch soll das Glück nicht herausfordern, sonst schießt es den Menschen und er muß ihm nachjagen in ewiger Hast und Unruhe. Das haben auch meine Ahnen gethan und vielleicht haben sie es um deswillen gemußt.“

„Du weißt, Lieber, was dem Glück am meisten unterworfen ist und wodurch am häufigsten die Menschen das Glück zu bezwingen und zu fesseln trachten — das Spiel, das verfluchte Spiel! —“

„Auch das Geschlecht derer von Raven hat gespielt, mit Eifer, mit Leidenschaft, mit Wahnsinn! Um Geld, um Ehre, um Ruhe und Seligkeit.“

„Sieh mich nicht so erstaunt an, ich rede nicht von einzelnen meines Geschlechts, ich rede von allen — allen —“

„Droben im Ahnensaal, der erste von der letzten Reihe, Wolf von Raven, der trieb es am schlimmsten. Nicht die Vorstellungen seiner Sippschaft, nicht die Bitten und Thränen seiner Gattin vermochten ihn von der fürchterlichen Leidenschaft zu heilen; es ist gewesen, als ob der leibhaftige Satan in ihm steckte, daß er nicht anders konnte.“

„Am 10. August, dem Tage des heiligen Laurentius, war er geboren, so berichtet der Stammbaum. Und Du weißt, daß an jenem Tage die Sternschnuppen zahllos zu fallen pflegen, man nennt sie ja die Thränen des Laurentius. Aber von dem goldenen Regen, der in der Mitternachtsstunde über der Wiege des neugeborenen Kindes sprühte, ist lange Jahre hindurch kein Tropfen in sein Leben gefallen, wohl aber zerrann im Spiel das Geld unter den Händen des Mannes, und einmal haben diese Mauern, der alte, ehrwürdige Familiensitz, auf einer verbedeten Karte geruht.“

„Am 10. August ist es gewesen, so berichtet die Familiengeschichte, und es sind seitdem etwa hundert Jahre verflossen. Da saß Wolf von Raven im Kreise seiner Spielgenossen und es ging auf Mitternacht. Die Fenster des Gemaches waren weit geöffnet und am dunklen Nachthimmel flogen die Sterne, am grünen Tische aber flog das Gold. Es ging alles hin, dann kamen die Aeder daran und die Wiegen und der Wald. Zuletzt nannte Wolf von Raven nichts mehr sein Eigen als das Schloß der Ahnen, als dieses Schloß, in welchem wir sitzen.“

„Der goldene Regen am Himmel fiel immer dichter, wie zum Hohn gerade hernieder auf das Schloß. Da trat mein Ahne ans Fenster, schaute hinaus und hob die Hand.“

„Du willst mich verspotten,“ sagte er finster, „aber es gibt einen, der ist mächtiger als du.“ Dann wandte er sich zurück zu den trunkenen Genossen, nahm das Treff-Aß vom Tische auf und rief:

„Seht ihr das Vierblatt im leeren Felde? Das ist das Wappen derer von Raven, das ist ihr Glück. Auf dieses Wappen setze ich mein Schloß mit allem, was drinnen ist, und meine Seele obendrein. Setzt dagegen euren Gewinn und der Teufel mag seinen Segen dazu geben!“

„Da ist es stille geworden im ganzen Kreis und dann sind die Karten gefallen.“

„Eins — zwei — drei — da hat Treff-Aß gewonnen —“

Hans von Raven legte seine weiße Hand auf die alten Karten.

„Das ist jenes Kartenspiel, mit welchem das Gräßliche geschah.“

„Und Treff-Aß fehlt,“ sagte ich atemlos.

Raven nickte.

„Ich bin mit meiner Erzählung noch nicht zu Ende; was jetzt folgt, ist in der Chronik nicht verzeichnet, sondern von Mund zu Mund ward es überliefert und die That-sachen haben es bestätigt.“

„Wolf von Raven hat seit jenem Tage noch häufig gespielt und das Glück ist ihm wunderbar treu geblieben. Stets aber hat ihm das schwarze Kreuz zum Gewinn verholfen. Doch der fräftige Mann ist bald sichtbar dahingefehrt und eines Tages hat er aus weiter Ferne Bauleute kommen lassen. Die haben ihm unweit des Schlosses eine Grabeskapselle gebaut und sind dann reich beschenkt von dannen gezogen. Und am 10. August des folgenden Jahres, als die Sterne wieder vom Himmel fielen, ist es zum Sterben gekommen.“

„Der Schloßgeistliche hat an Wolfs Bette gestanden und mit ihm aus der Bibel beten wollen, er aber hat gewinkt und sich das Kästchen bringen lassen, welches jetzt zwischen uns steht.“

„Aus diesem Kästchen hat er das Kartenspiel genommen, mit welchem er den ersten Gewinn in seinem Leben machte, und hat gesagt:

„Das ist mein Bibelbuch, aber es fehlt ein Blatt, und auf diesem Blatte steht das einzige Gebet verzeichnet, welches ich jemals in meinem Leben gesprochen habe.“

„Es war ein Fluch.“

„Wenn die Blätter wieder zusammengefügt sein werden, soll der Fluch erlöschen und sich in Segen wandeln, aber meine besiedelte Hand darf das Werk nicht vollbringen.“

„Er hat dann noch etwas Weiteres reden wollen, aber der Tod ist ihm auf die Zunge getreten. Und wie der Geistliche mit heimlichem Grausen das Kartenspiel aus der starren Hand des Toten nimmt und die Blätter zählt, sind ihrer nur einunddreißig gewesen und Treff-Aß hat gefehlt.“

„Es hat gefehlt,“ wiederholte Hans von Raven mit tiefem Atemzug, „und keines Menschen Hand hat vermocht, das Fehlende zu ergänzen.“

„Die besten Kartenspieler sind herbeigerufen worden und haben ihre Kunst versucht; aber jedesmal, wenn die neue Karte fertiggestellt war, hat sich ein wenn auch noch so geringer Unterschied von den übrigen Blättern ergeben.“

„Und der Fluch?“ fragte ich leise.

„Des Spielers Fluch,“ entgegnete Raven düster. „Der unheimliche Dämon des Spieles ist in unserer Familie verblieben bis auf den heutigen Tag und Hand in Hand mit ihm ist das Unglück gegangen. Ein seltsames, in seiner finsternen Laune als fürchterlich zu bezeichnendes Unglück, welches immer wieder an seinen Ursprung mahnt. Du hast es ja gesehen, ich wollte Dich darauf vorbereiten, darum nahm ich, auf die Gefahr hin, für verrückt gehalten zu werden, die Karten zur Hand und forderte Dich zum Spiel auf. Nun wirst Du mich verstehen.“

„Ist es immer so?“ fragte ich zögernd.

„Immer! Wann und wo ich die Karten zur Hand nehme — und ich muß es ja thun — dann fällt das schwarze Kreuz, Treff, die verfluchte Farbe, gegen mich. Und dabei muß ich das schreckliche Zeichen vor mir sehen, wohin ich den Blick wende, denn überall ist es eingemauert, eingemeißelt, eingebrannt und eingeätzt.“

Ich schwieg; mir war noch vieles unklar.

Nach einer Weile hub Raven wieder mit wehmütiger Betonung an:

„Schon als Kind kannte ich die Erbkrankheit unserer Familie und ich habe mich jahrelang in dem Wahne gewiegt, daß der Fluch in mir erschöpft sei. Denn wie Du weißt, empfand ich eine an Elst grenzende Abneigung gegen die Karten, eine an Entsetzen streifende Furcht vor denselben. Aber mit den Jahren kam mir zuerst eine fürchterliche Ahnung, zuletzt eine Gewißheit, bei deren Erkenntnis sich meine Haare emporsträubten. Ich war nicht außersehen, den Leiden unserer Familie ein Ende zu machen, sondern ihren tiefsten Abgrund zu fühlen, ihre bitterste Heise auszukosten. Denn je größer meine Abscheu vor den Karten ward, desto dämonischer fühlte ich mich zu ihnen hingezogen, ich glich einem Berschwärzenden, der einsam auf weitem Meer dahertreibt und widerwillig die brennende Lippe zu der salzigen Welle niederbeugt, bis endlich an einem unseligen Tage der Trieb den Widerwillen überwand und ich zähnelnirgend zu den Karten griff, um zu spielen, zu spielen bis zur Erschöpfung, bis zur Raserei.“

„Seltsam, dieser widerwillige Trieb war am stärksten an einem Tage im Jahr, am Unglückstage unserer Familie, dem 10. August.“

„So lange ich ihm widerstand, schloß ich mich daher an diesem Tage ein, denn man kann ja nicht mit sich selbst spielen, es ist die einzige Teufelei, zu welcher man einen Genossen braucht.“

„Und an einem 10. August war es, als ich unterlag, als ich zum erstenmal spielte, wie ich schon sagte, bis zur Raserei.“

„War es körperliche Erschöpfung oder seelische Abspannung, genug, ich versiel an jenem Tage, nachdem ich bis neun Uhr abends gespielt hatte, in einen sonderbaren Zustand. Es war kein Schlaf und kein Wachen; ich lag mit geschlossenen Augen auf meinem Bette und sah in weiter Ferne einen unbestimmt geformten Gegenstand, zu welchem es mich unwiderstehlich hinzog. Seine Umgebung erschien mir bekannt, aber ich wußte nicht, wo ich sie gesehen hatte, wo sie sich befand.“

„Dann stand ich auf und versuchte, mich diesem Gegenstande zu nähern, aber mein Körper stieß an die Wand

des Zimmers, während mein Auge durch dieselbe blickte. Nach einigen Stunden hörte dieser sonderbare Zustand auf, ich erwachte und fand, daß ich meinen Schreibtisch von der Wand gerückt hatte.“

„Damals befand ich mich auf der Universität, im folgenden Jahre reiste ich nach Italien. Am 10. August war ich in Rom; abends um neun Uhr, als ich eben im Begriff war, mich ins Bett zu legen, wiederholte sich jener Zustand. Abermals sah ich jenen unbestimmt geformten Gegenstand in weiter Ferne, abermals stand ich auf und begann meine Wanderung und diesmal rückte ich einen Schrank beiseite.“

„So ist es gegangen bis heute. In jedem Jahre war ich an einem andern Orte, überall die alte Erscheinung, überall das Laften an irgend einem Möbel, und zwar, so oft sich ein Schreibtisch im Zimmer befand, an diesem.“

„Seit etwa sechs Monaten lebe ich auf meinem väterlichen Schlosse, ich muß es, denn mir fehlt das Geld zum Reisen, ich habe alles verspielt.“

„Heute ist der 10. August, heute abend von neun Uhr ab werde ich in diesen Räumen wandern und tasten.“

Ich vermag den Eindruck nicht zu beschreiben, welchen die letzten Worte Ravens auf mich ausübten. Er hatte sich in seinem Sessel aufgerichtet und den Kopf nach rückwärts in die dunkle Tiefe des Zimmers gewandt. In seinem Blick lag weniger Furcht, die Scheu vor etwas Ungewissem, als Entsetzen, die atemlose, das Unsichtbare bereits erblickende Angst; dazu übte die vergerückte Nachtstunde ihren unheimlichen Einfluß, so daß ich nur mit Mühe meine Aufregung zu bemeistern vermochte.

Aber der Irrenarzt muß feste Nerven besitzen, und kaum hatte ich mir gesagt, daß dieses ganze phantastische Gebilde der Ausfluß eines überreizten Gehirns sein könne, als auch meine Ruhe zurückkehrte. Dennoch fühlte ich eine gewisse geistige Unsicherheit. Die Erzählung Ravens hatte fast bis zu ihrem Schlusse die Ueberzeugung in mir geweckt, daß ein Fall geistiger Störung nicht vorliege; aber gerade der seltsame Schluß, welcher die Rätsel der Vergangenheit urplötzlich in die greifbare Gegenwart versetzte, machte diese Ueberzeugung wieder wankend, jedenfalls mußte ich noch weiter forschen, um Gewißheit zu erlangen.

Ein semnambuler, periodisch wiederkehrender Zustand war ja denkbar, die Wissenschaft weiß mehrere ähnliche Fälle auf; wichtiger erschien es mir, zu erfahren, welche Gedanken der Betroffene selbst an diesen Zustand knüpfte; ich fragte daher, während ich meinen Freund scharf anblickte:

„Du hast wahrscheinlich angenommen, daß es für mich als Irrenarzt — ich vermieße absichtlich die Bezeichnung „Irrenarzt“ — „außerordentlich belehrend sein werde, den von Dir geschilderten Zustand zu beobachten, und deshalb hast Du gerade zum 10. August meine Anwesenheit erbeten; ist es nicht so?“

Ich hoffte eine bejahende Antwort, denn ein Irrenfänger ruft nicht selbst den Arzt herbei; aber es kam anders.

Raven schüttelte lebhaft den Kopf und entgegnete dann sehr bestimmt:

„Nein, mein Lieber, Deine Beobachtungen, so interessant sie für Dich sein mögen, können mir nichts nützen.“ Er legte seine Hand an die Stirn, und als er sie wegnahm, glänzten seine Augen fieberhaft. „Können mir nichts nützen, nicht wahr, so sagte ich doch? Wohl aber vermag es Deine Beobachtung meiner körperlichen Bewegungen.“

„Du weißt, daß jeder semnambule Zustand zugleich eine Clairvoyance zu umfassen pflegt, welche je nach der kräftigeren oder schwächeren Körperbeschaffenheit des Betroffenen im umgekehrten Verhältnis stärker oder schwächer ist.“

„Da ich mich nun eines starken Körpers erfreue, sieht mein geistiges Auge nur dunkel, daher jene unbestimmten Umrisse, jenes schwache Erinnerungsvermögen.“

„Wenn nun ein wachsender, mit meiner Vergangenheit vertrauter Mensch meine Handlungen während jenes Zustandes genau beobachtet, dann meine ich, müßten die geistigen und leiblichen Augen in ihrem Zusammenwirken im Stande sein, den Schleier zu lüften, welcher über dem Geheimnisse ruht.“

Das klang ganz klar und logisch; dennoch mußte ich unwillkürlich fragen:

„Von welchem Geheimnisse redest Du?“

Raven machte ein verlegenes Gesicht.

„Ich kann es selbst nicht näher bezeichnen. Aber ich habe das Gefühl, als wenn es in lösender, auslöschender Weise mit dem Fluch zusammenhängen müßte, welcher auf unserer Familie lastet. Frage mich jetzt nicht weiter, sondern laß uns schlafen gehen, ich habe Deine Geduld in Anspruch genommen, Du wirst müde sein, und auch ich verspüre seit langer Zeit zum erstenmal etwas wie Sehnsucht nach Schlaf.“

Neben dem Zimmer, welches Raven gewöhnlich bewohnte und in welchem jene seltsame nächtliche Unterredung stattgefunden hatte, lag die Bibliothek und hinter dieser ein turmartiges Gemach, von dem man eine prachtvolle Aussicht genoß.

Diesen zuletzt erwähnten Raum hatte Hans von Raven

für mich als Gastzimmer herrichten lassen und hier be- suchte er mich in den Vormittagsstunden des 10. August, als ich kaum das Bett verlassen hatte und die herrliche Gegend bewundernd, an einem der Fenster stand.

Der Schlaf schien seine besänftigende Wirkung auf meinen Freund ausgeübt zu haben; das düstere Feuer in seinen Augen war erloschen und einer ruhigen Schwermut gewichen, auch die Stimme hatte einen weichen Klang.

Ravens erste Frage war, wie ich geschlafen habe. Ich konnte befriedigende Auskunft geben.

In der ersten Stunde meines Alleinseins, als Raven sich mit dem flackernden Licht in der Hand durch die geräumige Bibliothek entfernte hatte, war freilich von Ruhe nicht die Rede gewesen. Die Nachtseiten meiner Seele schwangen zu heftig und der düstere, unbekannte Schlaf- raum erhöhte die peinlichen Gefühle.

Zum erstenmal in meinem Leben verriegelte ich die Thür, untersuchte ich die Fenster und blickte unter das Bett. Es war ein kindisches Gebaren, dessen ich mich schämte, aber ich konnte nicht anders. Dann machten die Ermüdung der Reise und die Jugend ihr Recht geltend; ich schlief tief und ruhig und es trat auch kein Ereignis ein, welches meinen Schlaf gestört hätte.

Ich erwähne dies als etwas Absonderliches; ich hatte eigentlich, ohne den Grund zu wissen, das Gegenteil ge- glaubt und gefürchtet. Als aber die helle Morgenröthe in das Gemach schien, mußte ich lächeln und hätte am liebsten alles für einen wüsten Traum gehalten.

(Schluß folgt.)

Skizzen aus Kaschmir.

(Bilder S. 392 u. 393.)

Im nordwestlichen Teile des indo-britischen Reiches, genauer gesagt im Nordwestende des Himalaya, liegt das unter britischer Oberhoheit von dem Maharadscha Kambir Singh regierte Gebiet von Kaschmir, zwischen dem 32. und 36. Grad nördlicher Breite und dem 73. und 79. Grad östlicher Länge (von Greenwich). Im Norden wird das Land durch das Karakorumgebirge von Ostturkestan geschieden, während es im Osten an Tibet, im Süden und Westen an das Panjab (Pendschab) und Daristan grenzt. In dem über 3200 deutsche Quadratmeilen großen Kaschmir leben etwas über 1 1/2 Millionen Einwohner, fast ausschließlich Hindus von weicherer Gesichtsfarbe als die Hindus Vorderindiens und von ausgeprägt kaschmirischer Rasse, ein sehr schöner Menschenschlag, flug, heiter, aber voll Zug und Trug. Den südlichen Teil des Landes, das eigentliche Kaschmir, bildet ein von zwei hohen Bergketten eingeschlossenes Längental des Himalaya, das Kaschmirthal, 180 Kilometer lang bei einer Breite von 15 bis 60 Kilometer; dasselbe wird seiner ganzen Länge nach von dem Dschilam oder Behat (dem Hydaspes der Alten), einem Nebenflusse des Indus, durchströmt. In der Mitte dieses Hochtales bildet der Dschilam den 15 Kilometer langen und ebenso breiten See Wular oder Wootar, der 2465 Meter über dem Meerespiegel liegt, fließt dann in westlicher Richtung weiter und tritt am Fuße des Haramul bei der Stadt Muzafferabad durch den Baramellapass in die Ebene. Dieses Kaschmirthal bildet nicht den beiden Gebirgsseiten und einigen angrenzenden Gebieten die Provinz Kaschmir, welche seit dem Jahre 1846 in den Besitz des indo-britischen Reiches gelangt ist, während der übrige Teil von Kaschmir nur unter britischer Oberhoheit steht, wie bereits erwähnt worden ist. Die Provinz umfaßt etwa 22,500 Quadratkilometer mit etwa einer halben Million Ein- wohner. Das Klima des berühmten Thaies ist außerordentlich mild, der Boden sehr fruchtbar, die Vegetation eine äppige; von den Orientalen wird das Kaschmirthal „der Garten des ewigen Frühlings“ genannt. Es ist vorzüglich angebaut und bringt Weizen, Gerste, Reis, alle Arten von Gemüsen, Tabak, Obst und Wein in Menge hervor. Rindviehzucht und zwar Alpenwirts- schaft, die Jucht der feinhaarigen Kaschmirziege, wird in aus- giebigster Weise betrieben. Die Laub- und Nadelholzwälder liefern guten Ertrag, während in den Gebirgen Gold, Eisenstein und Salz gewonnen wird; auch Edelsteine werden häufig gefunden. Die fleißige Bevölkerung, ausschließlich Mohammedaner, treibt lebhaften Handel mit den Erzeugnissen des Landes und ist namentlich geschäftig in der Anfertigung der berühmten Kaschmir- shawls; auch Wollenzüge, Papier, Zucker, Lackwaren und Rosenöl werden in bedeutender Menge fabrikt und exportiert.

In diese herrliche Alpenlandschaft des Himalaya führen zwölf mehr oder weniger bequeme und gangbare Pässe. Der am meisten, namentlich von englischen Besuchern benutzte, ist der über die Gebirgskette des Pir Pandhal in einer Höhe von 3260 Meter führende; es ist die südliche der beiden das Kaschmirthal ein- schließenden Ketten, deren Gipfel bei einer Höhe von 4400 Meter noch nicht die Schneegrenze erreichen, während die gegenüber- liegende Gebirgskette eine Reihe mächtiger Schneegipfel aufzu- weisen hat.

Unsere Illustration bringt eine Anzahl Skizzen zur An- schauung, welche der englische Eisenbahningenieur H. Gilbert auf einer Inspektionsreise durch Kaschmir, die mit großen Jagd- ausflügen verbunden war, Gelegenheit hatte, aufzunehmen. Er begann seine Reise von der Hauptstadt des Landes, dem im Westen von Kaschmir liegenden Srinagar, aus. In Dulai, bei dem dritten Stationshause, angelangt, waren die Pferde des Rajah von der Stadt noch nicht eingetroffen, so daß er sich für seine Begleiterin mit der elenden Rosinante begnügen mußte, welche ihm der Hindu vorführte, wie wir in dem Bildchen Nr. 9 sehen; doch trotz seines jämmerlichen Aussehens war das Tier, wie alle Kaschmirpferde, außerordentlich dauerhaft und brachte seine Reiterin glücklich zum nächsten Stationshause, obgleich der Weg oft wegen seiner Steilheit und des losen Gerölles bedeutende Schwierigkeiten darbot (Bild 8). Das Kaschmirthal ist, wie bereits erwähnt, von zwei Gebirgsketten eingeschlossen, von denen

namentlich die nördliche bis in den Monat Juni hinein und noch später mit Schnee bedeckt ist; da das Land sehr wildreich ist und namentlich die entfernter im Gebirge liegenden Jagdgründe besonders ergiebig an Wild sind, so würden die zahlreichen eng- lischen Jagdgesellschaften, welche das Land besuchen, mit außer- ordentlich großen Schwierigkeiten bei Ueberbreitung der zu jenen Jagdgründen führenden Pässe zu kämpfen haben, wenn nicht für Errichtung einer Anzahl von Blockhütten Sorge getragen wäre, die in gewissen Entfernungen auf den am meisten benützten Wegen erbaut sind. Unser Bildchen Nr. 11 zeigt eine solche Blockhütte in Tragbal, etwa zehn englische Meilen von Srinagar entfernt. Wie schwierig und mühsam einige dieser Pässe zu über- winden sind, namentlich wenn der Schnee noch nicht geschmolzen ist, wird uns in Nr. 4 unserer Illustration veranschaulicht; eine Anzahl Kulis, jeder mit seinem Pack von gewöhnlich 80 Pfund Gewicht auf dem Rücken, klettert einer hinter dem andern, bis an die Knie in dem losen Schnee wadend, den Paf oberhalb Tragbal hinauf. Die Kulis stützen sich dabei auf Stöcke, welche die Form eines T haben, die ihnen gleichzeitig als Sitz dienen, wenn sie eine Ruhepause machen; ist der Aufstieg besonders steil und schwierig, so sind sie genötigt, alle dreißig Schritte eine solche Pause einzutreten zu lassen. In dem Bildchen Nr. 7 sehen wir eine Jagdgesellschaft einen sehr steilen Felsabhang hinaufklimmen; der Pfad war vollständig verweht, so daß man sich genötigt sah, in dem tiefen, weichen Schnee sich einen neuen zu bahnen, immer je zwei Männer mußten sich aneinander festhalten und so einer den andern hinaufziehen durch den Schnee, was so anstrengend war, daß sie stets nach zehn bis fünfzehn Schritten Halt machen mußten, um Atem zu schöpfen, so daß sie erst nach achtkündigem Klettern die Höhe des Passes erreichten. Sehr oft sind die engen Thäler und Schluchten durch große Massen Schnee un- gangbar gemacht und verperert, welche von den Abhängen hinab- stürzen. Unter den Strahlen der Mittagssonne tauen diese Schneemassen etwas auf und frieren während der Nacht wieder, so daß sich häufig tiefe Löcher zwischen dem hart gefrorenen Schneegröße bilden, was das Passieren dieser engen Schluchten und Thäler oft ziemlich gefährlich macht, da man sich sorgfältig hüten muß, nicht in diese Löcher oder Schräben zu gleiten, ähn- lich wie beim Lawinenschnee. Wenn die Reisenden das Ziel ihrer Wanderung erreicht haben, so ist das erste, daß sie ihre aus Gras geflochtenen Schuhe wechseln, welche dort allgemein gebraucht werden, da man in denselben weniger dem Ausgleiten ausgesetzt ist als in Stiefeln; freilich sind diese Schuhe nichts weniger als wasserdicht. Der Reisende muß daher seine Füße am Feuer auf- tauen und wärmen, bis die Kulis mit dem Gepäck die Blockhütte erreicht haben (Bild 3). Diese Hütten, tief im Schnee begraben, werden vielfach von den Kulis zum Uebernachten benützt, weshalb man gewöhnlich ein wärmendes Feuer in ihnen vorfindet. In der Skizze Nr. 14 erblicken wir einen englischen Jäger mit zwei Hindus auf der Suche, respektive der Fährte eines Steinbocks, von denen es in den höher gelegenen Teilen des Gebirges noch eine beträchtliche Anzahl gibt. Die Männer sind mit dem in Kaschmir gebräuchlichen Alpenstock versehen, welcher an dem unteren Ende eine Art Hake oder Weisel hat, um Stufen in die schlüpfrigen, mit Gras bewachsenen steilen Abhänge zu hauen, über welche oft die Fährte führt. Die beste Zeit, um großes Wild, wie Büren und Steinböcke, bei der Jagd zu überfallen, ist von früh morgens bis neun oder zehn Uhr und dann wieder von vier Uhr nachmittags ab; aus diesem Grunde benützen die Jäger bei den Jagden auf großes Wild die Zwischenzeit, um auf irgend einem schneefreien Gipfel sich durch ein kräftiges Frühstück für die weiteren Anstrengungen der Jagd zu stärken (Bild 10). Wenn die Jäger in tiefem Schnee einen Bisam- oder Mochushirsch beschleichen wollen (Bild 13), so ist das eine der anstrengendsten Jagden, die man sich denken kann. Viel an- genehmer ist diese Jagd, wenn man wartet, bis der Schnee ge- schmolzen ist und das junge Gras zu sprießen beginnt, doch ist es außerordentlich schwer, sich an einen Bisamhirsch bis in Schuß- nähe heranzuschleichen, da die Tiere sehr schlau und flüchtig wie der Wind sind, wenn sie erschreckt werden, so daß in toderem Schnee. Merkwürdigerweise erschrecken die Bisamhirsche nicht bei dem Analle eines Schusses, sondern bleiben, wenn sie den Jäger selbst nicht bemerkt haben, ruhig stehen, so daß man sie bequem mit einem zweiten Schusse erledigen kann, vorausgesetzt, daß sie nicht das geringste vom Schützen gesehen. Eine Kaschmierung der Jagd auf einen Steinbock ist in der Skizze Nr. 12 dargestellt; es ist dies eine erst kürzlich eingeführte Unterhaltung für die Bewohner der Dörfer im östlichen Teile von Kaschmir. Der den Steinbock darstellende Mann hat seinen Turban derartig gedreht, daß er den Hörnern eines Steinbocks einigermaßen ähnlich sieht und ahmt täuschend das schnaufende Geräusch dieser Thiere nach bei seinen komischen Sprüngen. Die Kunst bei dieser Verstellung wird von zwei Tam-Tamschlägern erlautet. Nr. 1 zeigt einen Teil des Wootarsee, der in der Mitte des Hochtales von dem Dschilamflusse gebildet wird und, wie bereits erwähnt, 2465 Meter über dem Meerespiegel liegt. Nr. 6 zeigt das Bild einer „Dunga“, des von den Bewohnern des Kaschmirthaies allgemein bei den Fahrten auf dem Wootarsee benützten Fahrzeuges, ein flach gehendes Boot mit langem hölzernem Ueberbau und nie- drigem Bord, so daß es nur bei ruhigem Wetter gebraucht werden kann. Sämtliche Boote der Eingeborenen sind ganz ähnlich gebaut; sie werden entweder mittelst langer Stangen vor- wärts gestochen oder an Tauen längs des Seesufers gezogen. Die Ufer des Sees sind ganz flach und bis dicht ans Wasser herab angebaut, so daß jedesmal eine bedeutende Fläche Kulturland überflutet wird, wenn der Dschilam Hochwasser hat. Die Dörfer im Kaschmirthal bestehen durchgehends aus Blockhütten, namentlich im Distrikt Tilait, wie unsere Skizze Nr. 5 zeigt, und haben meistens drei Stockwerke, von denen das oberste an einer Seite offen ist und als Ouboden benützt wird. In diesen Hütten leben Menschen und Ziegen gemeinschaftlich bei einander in dem Erdschoß.

Denkspruch.

Gemeine Menschen gleichen den Trommeln; sie sind leer im Innern, machen aber viel Lärm.

Verwitwet und vaterlos.

(Bild S. 379.)

„Weißt du, was Elend? Komm, ich führe dich! Sechs Treppen geh'n wir, steile, schwererkendte, Greif nach dem Seil — du fällst sonst sicherlich — Da, längs der Mauer hängt's, das schlüpfrig feuchte.“

Wir sind am Ziele. Halt erst weisend an, Daß minder rasch die stehenden Pulse gehen; Nun Mut, hier ist die Thüre. Aufgethan! Wir treten leise ein und ungehört.

Armseiger Raum, naß schimmert's an der Wand, Schräg hängt die Decke über dürr'em Lager, Ein morscher Stuhl, ein Tisch aus besserem Stand, Und an dem Tisch ein Weib, verblüht und hager.

Sie näht und näht, fügt Stuch dem Stuche zu Mit müder Hand und Sinnen, todesmatten; Drei Tage sind's, da trug man ihr zur Ruh, Nach langer Krankheit den verhärmten Gatten.

Im Bette stöhnt's, sie hört mit bangem Ohr Des todgeweihten Kindes Fieberschreie; Auf rauher Diele schmerzlich kniet davor Ihr letztes — wohl das nächste in der Reihe.

O bitt'rer Kummer, unsagbarer Harm, Den lindernd keine Thräne mehr betauet: Verwitwet, vaterlos, allein und arm — Du weißt was Elend nun, du hast's geschauet!

Ein Hagarssohn.

Eine Geschichte aus unserer Zeit

von

Hall Eaine.

Unverfälschte Uebersetzung aus dem Englischen.

(Fortsetzung.)

Am nächsten Tage, Dienstag morgen, fand Hugo den nachfolgenden Brief auf seinem Tisch:

„Mein Liebster! Ich weiß nicht, was mit mir vorgeht. Meine Augen werden immer schlimmer. Heute und gestern konnte ich sie nicht öffnen. O Gott, ich fürchte, ich werde meine Sehkraft verlieren, und lebe in schrecklicher Angst davor. Den Tag nachdem ich Dir geschrieben hatte, kam der Sohn von Frau Drayton nach Hause. Ich war ganz erstaunt und meinte erst, es sei Dein Bruder Paul, so sehr sieht er ihm gleich, und überdies heißt er auch Paul. Aber ich denke, meine Augen waren schuld daran, — sie waren sehr angegriffen und ich habe mich vielleicht auch nur versehen. Er richtete einige Fragen an mich. Am andern Morgen reiste er wieder fort. Schreibe bald wieder, ich fühle mich so sehr, sehr einsam. Wann kommst Du zu mir? Schreibe bald. Deine Dich liebende Mercy.“

Hugo war auf eine solche Enthüllung vorbereitet. In der letzten Nacht hatte ihn die Entdeckung, daß Paul Ritsen nicht der Sohn von Robert Lother war, ganz überwältigt. Das wieder erscheinende Tageslicht ermutigte seinen über- müdeten Geist zu strengerer Förschung und Ueberlegung; die Frage, welche ihn jetzt beschäftigte, war die der Per- sönlichkeit des Fremden, der für Paul gehalten wurde.

Mercys Brief klärte das Geheimnis auf. Es war kaum der Schatten eines Zweifels daran möglich, daß der Mann, welcher im Gasthaus zum Hof geschlafen hatte — der Mann, welcher von vielen Personen beim Feuer gesehen worden war — der Mann, welcher Greta auf dem Wege begegnet war — ganz derselbe Mann war, welchen Mercy als Paul Drayton, den Schenkwirt in Henden, kannte.

Weit wichtiger als die Frage, wer dieser Mann war, seinem Ruf und Namen nach, war die andere Frage, warum er überhaupt hier war. Weshalb war er gekommen? Warum war er nicht offen gekommen? Welchen geheimen Grund hatte er für sein schattenhaftes Umherwandeln, da, wo ihn niemand kannte?

Hugo dachte wieder an die Einzelheiten des seltsamen Anfalls seiner Mutter. In letzter Nacht hatte er sich eine Meinung darüber gebildet. Der Doppelgänger, wer es nun auch sein mochte, war aus irgend einem Grunde an das Haus gekommen, und da ihn in der Halle niemand bemerkte, war er planlos die Treppe hinaufgegangen und in das erste Zimmer, in dem er Geräusch vernahm, ein- getreten. Dieses Zimmer war zufällig das seiner Mutter, und als der Fremde mit seiner seltsamen Ähnlichkeit auf so plötzliche Weise vor ihr erschien, hatte die Angst ihr Herz erfaßt, daß es der Geist ihres Sohnes sei, der dessen Tod verkünde. Dann war sie ohnmächtig zu Boden ge- fallen.

Diese Erklärung hatte Hugo anfänglich befriedigt, diesen Morgen aber hatte er durch Mercys Brief eine klarere Uebersicht gewonnen. Wenn der Mann, der Paul ähnlich sah, im geheimen nach Neulands gekommen war,



Fahrt mit der Leiche vom Südbahnhof nach der Hofburg. Originalzeichnung unseres Spezialartisten Karl Trill. (S. 377.)



Aufbahrung im Schlafzimmer des verstorbenen Kaisers Franz. Nach einer Originalskizze unseres Spezialartisten Alfons Late Corte gezeichnet von Karl Trill. (S. 377.)



Weg zum Arco naturale auf Gaija. Originalzeichnung von J. J. Richter. (S. 380.)

so mußte er seine Gründe dafür besitzen, sich nicht offen zu zeigen. Wenn er in Frau Rittsons Zimmer getreten war, während sie allein darinnen verweilte, so mußte er dazu einen besonderen Zweck haben. Und dann war der Anfall seiner Mutter vielleicht nicht bloßen abergläubischen Befürchtungen zuzuschreiben und ihr Schweigen darüber nicht durch abgespannte Nerven veranlaßt.

Dieses Geheimnis mußte er durchaus ergründen. Wer auch dieser Doppelgänger sein mochte, er mußte von entschiedenem Einfluß auf die zukünftigen Lebensläufe aller sein.

Bis jetzt war nur eins sicher, nämlich daß Paul kein Halbbruder von Greta war.

Hugo beschloß, morgen abzureisen; wenn der Doppelgänger sich immer noch in Neulands umhertrieb — um so besser; dann konnte er inzwischen die alte Frau, seine Mutter, sprechen, ohne gestört zu werden.

Diesen Tag noch brachte Hugo zum größten Teil in seiner Schreibstube bei der Grube zu, um solche Geschäfte zu erledigen, welche nicht bis zu seiner Rückkehr aufgeschoben werden konnten. Mittwoch früh sandte er Ratt zu Fuß mit einem Brief an Vorne, worin er in Kürze, aber mit schlaun, vorsichtigen Wendungen von den neuesten Vorfällen Mitteilung machte. Dann trat er auf einen Augenblick in das Zimmer seiner Mutter.

Frau Rittson war schon aufgestanden und saß schreibend bei dem Kaminfeuer. Hugo bemerkte, als sie sich erhob, daß in ihren Augen Thränen standen und daß auf das Papier vor ihr große Tropfen gefallen waren. In einer Ecke des Gemaches kniete eine Magd auf dem Fußboden, beschäftigt, Weibzeug in einen Koffer einzuzählen.

Hugo sagte seiner Mutter mit ruhiger Stimme, daß Geschäfte ihn abriefen. Dann wandte er sich gleichmütig zum Gehen.

Sie streckte ihre Hand nach ihm aus und blickte ihm zärtlich in die Augen.

„Sollen wir so scheiden?“ sagte sie; dann trat sie auf ihn zu und berührte seine Wange mit ihren Lippen.

Er schien überrascht zu sein und erbleichte, aber er verließ das Zimmer ruhig und ohne ein Wort zu sprechen. Eine halbe Stunde später schritt er über die schneebedeckte Straße rasch dem Bahnhof zu.

Am letzten Samstagabend bei der Abfahrt nach London hatte Paul dem Stallknecht Ratt den Auftrag gegeben, am Mittwoch an derselben Stelle und um dieselbe Stunde ihn mit dem Fahrzeug zu erwarten.

Pünktlich, als die Uhr acht schlug, fuhr der Zug von London in den Bahnhof ein und eine Minute später kam Rittson heraus auf den Platz vor dem Bahnhof, wo Ratt ihn erwartete.

„Da ist er wirklich,“ dachte Ratt.

Paul war in vortrefflicher Stimmung. Sein Gesicht trug ein frohes Lächeln, sein Stimmte hatte den heitersten Klang.

Er schwang sich auf den Boß, ergriff die Zügel und fuhr vergnügt davon.

Seit Monaten hatte Ratt so viel Frohsinn und heiteren Mut bei Paul nicht bemerkt.

Vor dem Pfarrhaus angekommen, warf ihm Paul die Zügel zu und stieg ab, indem er ihm zurief, nach Hause zu fahren, ohne auf ihn zu warten.

„Paul! Paul! Gott sei Dank, daß Du wieder da bist!“ rief Greta, als sie ihn kommen sah, und eilte ihm entgegen.

Ihre Begrüßung war herzlich, doch nicht ohne Ernst. Aber Paul befand sich in zu gehobener Stimmung, um dies zu bemerken.

„Alles ist abgemacht!“ erzählte er eifrig. „Ich habe den alten Freund meines Vaters gesprochen und ein Ueberkommen mit ihm abgeschlossen. Ich gehe hinüber als Verwalter seiner Schaffherden mit der Aussicht, sie in zwei Jahren für meine Rechnung zu übernehmen. Ich war fleißig, kann ich Dir sagen. Höre nur. Am Montag sprach ich mit dem alten Herrn, er lebt jetzt in London und will nicht wieder zurück nach Vittoria, wie er sagt, er wünscht seine Knochen an der Stelle wieder abzulegen, wo er sie bekommen hat, sagt er — ein schnurriger, alter Kauz. Er sagt, er erinnere sich meines Vaters noch aus der Zeit, wo er noch nicht ein so langes, feierliches Gesicht machte wie ein Kirchenfänger am Aschermittwoch. Nun, am Montag war ich bei ihm und machte alles kontraktlich ab. Dann, am Dienstag, nahm ich Pläze zur Ueberfahrt, für Dich, Mutter und mich, das Schiff heißt der „Ballarat“ — merkwürdiger Name, aber ein tüchtiges Seeschiff. Nächsten Mittwoch segelt es ab aus den Docks in London.“

„Nächsten Mittwoch?“ sagte Greta zersireut. Ihr Ton verriet wenig Interesse.

„Ja, von heute über acht Tagen. Das Schiff segelt präzis um drei Uhr ab, um zwölf Uhr muß alles an Bord sein. Aber ich brauche nicht vierundzwanzig Stunden, um die Kajüten zu belegen, und den Rest des Tages verbrachte ich in der Schreibstube eines Notars.“

Mit geläufiger Zunge und glänzenden Augen, in denen sich der frohe Mut seines endlich wieder entlasteten Herzens spiegelte, plauderte Paul weiter.

Greta zog sich in das Halbdunkel der Fensternische zurück, ängstlich bemüht, Pauls heitere Laune nicht zu hören.

„Ja, ich ging also zu dem Notar,“ fuhr er fort, „und ließ eine Vollmacht auf Hugos Namen ausfertigen, und jetzt kann er mit dem Hof machen, was er will, ganz als ob er sein eigen wäre. Ich wünsche ihm viel Glück und Vergnügen dazu. Aber das ist noch nicht alles, nicht die Hälfte. Heute morgen, nun, Du kluges, kleines Mädchen, das immer behauptet, so viel mehr zu wissen als andere Leute, sage mir einmal, was that ich in London heute morgen vor der Abfahrt?“

Greta vermochte kaum zuzuhören. Ihr Kopf lag an seiner Brust, ihre Arme waren um seinen Hals geschlungen, während ihre Thränen reichlich flossen. Aber er bemerkte es nicht.

„Was glaubst Du wohl? Nun, ich ging zu Doktor Commons und holte mir die Heiratsbewilligung, — lächerlich billig, nebenbei gesagt — und nun kann es jeden Tag geschehen, jeden Tag, bedenke doch. Heho! Das Gesichtchen bededen, wie? Nun, in die Höhe damit! Weißt Du, jemand fragte mich nach Deiner Gesichtsfarbe, nach der Farbe Deiner Augen, und ich hätte sie ums Leben nicht angeben können! Also laß sehen, nur einen Augenblick, ein klein bißchen.“

„O! Was ist das? Was ist vorgefallen? Thränen, Greta? Wirklich, Du weinst!“

Mit sanfter Gewalt hatte Paul ihr Gesicht in die Höhe gehoben und betrachtete sie jetzt mit bestürzten Blicken.

„Du mußt sogleich nach Hause gehen, Paul,“ sagte Greta, „Du darfst Deine Mutter nicht länger warten lassen.“

Er lachte und scherzte darüber, daß sie ihm den Abschied gegeben habe, aber sie unterbrach ihn mit Ernst in Blick und Stimme. Endlich merkte er, daß etwas schlimmes war, und es gelang ihm, seinen heiteren Uebermut zu bändigen. Darauf erzählte sie ihm, was Montagabend auf seinem Hof vorgefallen. Er erbleichte und war zuerst keines Wortes mächtig. Dann versuchte er, es wegzulachen, aber sein Lachen mißlang.

„Es muß mein Bruder gewesen sein,“ sagte er. „Es ist wahr, wir sind einander nicht sehr ähnlich. Aber damals war es Nacht, dunkle Nacht, und Du hattest kein anderes Licht als die trübe Lampe — überdies ist doch wenigstens eine Familienähnlichkeit vorhanden.“

„Dein Bruder Hugo saß in seinem Zimmer.“

Eine unbeschreibliche Bestürzung besiel Paul.

„Du fandest die Thüre vom Zimmer meiner Mutter offen?“

„Weit offen.“

„Und Hugo war in seinem eigenen Zimmer?“ fragte Paul mit weit aufgerissenen Augen.

„Dort sah ich ihn einen Augenblick nachher.“

„Meine Züge, meine Gesichtsfarbe, meine Größe und Gestalt, sagst Du?“

„Ganz und gar, wie Dein Ebenbild im Spiegel.“

„Sehr sonderbar!“ murmelte er tief erschüttert.

Greta schmiegte sich näher an ihn.

„Und als meine Mutter sich wieder erhob, sprach sie nichts mit Dir?“

„Kein Wort.“

„Fragtest Du sie nicht?“

„Wie konnte ich das, so sehr ich auch Verlangen darnach trug! Aber nun eile Dich, Paul, Du mußt nach Hause. Lebe wohl für jetzt, Geliebter, küsse mich und nun fort!“

„Gute Nacht, Greta!“ sagte Paul zärtlich und schritt der Thüre zu.

Draußen auf der Straße begann er zu laufen, aber es war nicht die Anstrengung allein, die ihn so schwer atmen ließ — was war das für ein seltsamer Krankheitsanfall, der in seiner Abwesenheit über seine Mutter gekommen? Immer besorgter werdend, eilte er weiter.

Beim Dorfwirtshaus fand er sein Gefährt und Pferd am Thürpfosten angebunden, während Ratt innen bei einem Glas Grog saß. Ohne letzteren zu rufen, stieg er ein und fuhr nach Hause.

Als Paul zu Hause anlangte, war seine Herzensangst aufs höchste gestiegen. In der Halle riefen seine Schritte einen hohlen Widerhall hervor und das Haus schien leer und ausgestorben zu sein. Endlich erschien die alte Dina aus der Küche und sah ihn überrascht an. Augenscheinlich war er noch nicht erwartet worden. Er hatte zwanzig Fragen zu stellen, aber seine Zunge klebte am Gaumen.

Warum sprach sie nicht? Wie bestürzt sah sie aus! Er wollte an ihr vorüber die Treppe hinaufsteigen, als sie ihm stammelnd nachrief, seine Mutter sei nicht mehr oben.

„Nicht mehr oben? Wie ist das zu verstehen?“ sagte er.

„Abgereist,“ sagte Dina.

„Abgereist? Wohin?“

„Mit der Eisenbahn, Herr, heute nachmittag.“

„Abgereist,“ wiederholte Paul.

„Ein Brief für Sie liegt oben im Zimmer auf dem Tisch.“

Paul eilte die Treppe hinauf, mit jedem Schritt drei Stufen überspringend. Das Zimmer seiner Mutter war leer, kein Feuer brannte im Kamin, die Bilder waren von den Wänden, die wenigen Bücher von dem Bücherbrett verschwunden, der Tisch stand ohne Decke da, alles war frohig, stumm und leblos.

Was hatte das zu bedeuten? Einen Augenblick stand Paul regungslos auf der Schwelle, mit raschem Blicke alles übersehend. Sein Blick fiel auf den Brief, der auf dem Tische lag. Er stürzte vor und ergriff ihn mit zitternden Fingern. Er war von seiner Mutter Hand an ihn adressirt. Paul erbrach das Siegel und las:

„Mein lieber Sohn! Heute beuge ich mich in den Schutz der katholischen Kirche. Schon lange habe ich die Absicht, zu diesem Zufluchtsort zurückzukehren, doch hatte ich gehofft, den Tag Deines Glücks, Deiner Vereinigung mit Greta noch abwarten zu können. Es war anders beschlossen im himmlischen Rathschluß und ich muß Dich verlassen, ohne Abschied von Dir zu nehmen. Lebe wohl, mein geliebter Sohn, Gott segne Dich und führe Dich. Wenn Du mich liebst, so gräme Dich nicht um mich. Ich verlasse Dich aus Liebe zu Dir. Gedenke Deiner Mutter, die den Frieden gefunden hat, und ich will Dich noch im Himmel segnen. Wenn je die Welt Dich tranken will mit dem Namen Deiner Mutter, so erinnere Dich, daß sie immer noch Deine Mutter ist und Dich liebt und lieben wird bis ans Ende, wenn Du auch nie den Tag erfahren wirst, wo die unendliche Gnade des Herrn diesem irrenden, mit Kummer beladenen Herzen erlauben wird, in seine himmlischen Chöre mit einzustimmen. Und nun, Paul, mein liebster Sohn, lebe wohl; von der Stunde an, wo Du diesen Brief liest, gedenke meiner als einer Toten, denn für die Welt bin ich tot. Gönne mir den Frieden, den meine müde Seele sucht, begreife mich und vergiß nie Deine Mutter.“

Paul hielt den Brief in der Hand und starrte ihn lange mit wirren, toten Blicken an. Gefühl und Bewußtsein schienen ihn verlassen zu haben. Nicht eine Thräne kam aus seinen Augen, kein Seufzer, kein Stöhnen entstieg seinem überlasteten Herzen. Er befand sich in regungsloser Erstarrung, tief erschüttert, überwältigt, gebrochen.

Schweigend wandte er sich ab und verließ das Haus. Dumpf hallten seine schweren Schritte in den leeren Räumen wider. Er schlug den Weg nach dem Pfarrhaus ein und sah starr vor sich hin, ohne je den Blick zur Seite zu wenden. Die Länge des Wegs kümmerte ihn nicht mehr. Die Nacht mochte kalt sein, — noch kälter war das Herz in seiner Brust. Der Mond mochte hinter Wolken fliehen und dann von neuem in silberhellem Licht erglänzen — in seinem Innern herrschte tiefe Nacht.

Im stillen Pfarrhaus saß Greta an dem erlöschenden Kaminfeuer, ihr gepreßtes Herz von einer unbestimmten Furcht erfüllt.

Als Paul eintrat, war sein Gesicht sehr bleich und seine Augen hatten einen seltsamen Blick, aber sein Wesen und seine Worte waren ruhig. Er erzählte, was vorgefallen, und las den Brief seiner Mutter vor. Er las mit kräftiger Stimme, kein Zittern derselben verriet seinen Seelenschmerz. Dann saß er eine Zeit lang schweigend da, ohne auf die späte Stunde zu achten.

Greta fand kaum ein Wort zu sprechen, auch der Bissar schwieg. Welche Kraft hatten Worte einem solchen Kummer gegenüber? Für den Tod gab es Trost, aber nimmer für ein Lebendigtotsein.

Endlich sprach Paul den Wunsch aus, daß die Hochzeit morgen oder spätestens übermorgen stattfinden solle. Er sprach von seiner Absicht, England zu verlassen, von dem Freunde seines Vaters und, als Antwort auf einige Fragen, auch von der Vollmacht, die er auf den Namen seines Bruders hatte ausstellen lassen.

Der alte Bissar war tief bewegt, aber seiner einfachen Seele war alle Selbstsucht fern. Er verstand sehr wenig von der Bedeutung alles dessen, was geschehen war und was noch geschehen sollte.

„Gott segne euch und sei mit euch!“ sagte er, obgleich sein Herz blutete. Greta kniete an seinem Stuhl nieder und küßte das wettergebräunte, durchfurchte, alte Gesicht, auf dem jetzt eine heimliche Thräne glänzte. Es wurde beschlossen, die Hochzeit solle am Freitag stattfinden. Jetzt war es Mittwochabend.

Paul erhob sich und schritt zur Thüre. Greta folgte ihm in das Vorhaus.

„Ist es gut so für Dich, daß Du alles Deinem Bruder überlassen willst?“ fragte sie.

„Wir wollen jetzt nicht davon sprechen,“ erwiderte er.

„Ist etwas zwischen euch vorgefallen?“ fragte sie.

„Ein andermal, Geliebte.“

Greta erinnerte sich an Hugos seltsame Drohung. Sollte sie Paul davon Mitteilung machen? Sie war schon im Begriff, dies zu thun, als ihr Blick sein Gesicht traf. Der Ausdruck von Müdigkeit und Kummer in demselben machte sie verstummen. Sie durfte jetzt nicht sprechen, in diesem Augenblick wäre es eine Grausamkeit gewesen.

„Ich wußte,“ sagte er, „daß eine Antwort auf jenes geheimnißvolle Anzeichen kommen werde, und nun ist sie gekommen.“

Er schritt über die Schwelle und stand noch einen Augenblick draußen, einen Schritt vor der Thüre. Eine dicke, vom Frost gehärtete Schneedecke lag auf der Erde. Ein rauher Wind blies seufzend die starren, blattlosen Zweige. Der Mond brach aus einer Wolkenvand hervor und in demselben Augenblick traf durch die offene Thüre der rote Feuerschein Pauls bleiches Gesicht.

Greta schrak zusammen, ein Schauer ging durch ihren Körper. Hier vor ihr, Auge in Auge, erblickte sie wieder das Gesicht, das sie damals auf der Oyll gesehen hatte.

Am Tage vor der Hochzeit waren alle schwachhaften Jungen in Neulands in lebhafter Bewegung vom Morgen bis zum Abend. Ratt war im ganzen Thal umher gesehen worden mit Einladungen an die Landbesitzer, ihre Frauen, Töchter und Söhne.

Es wurde wenig gearbeitet im Thal an diesem Tage. Die reichste Erbin der Landschaft sollte an den reichsten Grundbesitzer verheiratet werden. Am Vorabend eines solchen Ereignisses war es eine wichtige Aufgabe, im Dorfkrug sich in Mathematik zu vertiefen. Das hauptsächlichste Problem bestand in einfacher Addition, nämlich: wie viel wird Paul Ritsen wert sein, wenn er Greta Lother geheiratet haben wird? Und mehr als einmal machten zweimal zwei an diesem Tage merkwürdigerweise fünf aus.

Der Frost hielt an und die Straßen waren mit einer harten Rinde bedeckt. Schwere Regen waren dem Frost vorausgegangen, und der Fluß, welcher die Mitte des Tales hinabfloß, hatte die Wiesen in der Breite eines bequemen Fahrweges überschwemmt. Dies war jetzt eine Eisbahn, fünf Meilen lang, so glatt wie Glas und gerade wie ein Pfeil.

Abraham, der Zimmermann, erhielt den Auftrag, die Räder von einer außer Gebrauch gesetzten Kutsche abzunehmen und an ihrer Stelle zwei hölzerne Schienen unter den Achsen zu befestigen. Dieser improvisierte Schlitten wurde vom Hufschmied beschlagen und sollte morgen zur Anwendung kommen.

Früh am Tag war Peter zur Stadt geschickt worden, um Borne einzuladen. Dieser verstand aus dem konfusem Geschwätz Peters gerade genug, um daraus zu schließen, was im Gange war. Hugo war von Hause abwesend und sein Bruder Paul benutzte die Gelegenheit, um in seiner Abwesenheit die Trauung vollziehen zu lassen.

Mit dieser Ansicht von der Sache kam Borne aus der Stadt heraus. Aber bevor er das Pfarrhaus erreichte, begegnete er Paul selbst, welcher eben auf dem Wege zu ihm war. Es wurden wenig Worte zwischen beiden gewechselt. Paul übergab Borne ohne nähere Erläuterung einfach das Dokument, das er in London hatte ausfertigen lassen. Der Notar warf einen Blick darauf und steckte es lächelnd ein, dann trennten sie sich, ohne weitere Worte zu verschwenden.

Borne eilte zum Telegraphenbureau und telegraphierte an Hugo:

„Morgen findet die Hochzeit statt. Haben Sie mir noch irgend einen Auftrag zu geben, so schreiben Sie noch heute oder kommen Sie selbst.“

Paul und Greta hatten an diesem Tage nur fünf Minuten für sich allein inmitten des allgemeinen Trubels, aber ihre wenigen Worte waren von ernster Bedeutung für sie. Denn in die frohe Harmonie ihrer Herzen, in ihre glückselige Erwartung mischte sich auch ein Mißklang, und keins wußte von der bangen Unruhe des andern.

Greta dachte an Hugos geheimnisvolle Drohung. Ob Hugo die Macht hatte, ihre Verbindung zu hintertreiben oder nicht, das war eine Frage von geringerer Wichtigkeit für Greta in diesem Augenblick als die, ob sie Paul mitteilen sollte, was Hugo gesagt hatte. Je mehr der Tag vorschritt, desto fieberhafter erregte sie diese Unsicherheit. Wenn sie sprach, so mußte sie das ganze unbrüderliche, treulose Benehmen Hugos, das sie bis jetzt zum größten Teil verschwiegen hatte, offenbaren. Sie mußte dadurch Paul neuen Schmerz bereiten, während er noch durch den Verlust seiner Mutter tief betrübt war. Und wahrscheinlich war Paul nicht einmal im Stande, eine Erklärung der seltsamen Reden seines Bruders zu geben, die vielleicht nichts als die Ausgeburt eines böswilligen oder krankhaften Geistes waren.

Auch Paul war mit einer ersten Frage beschäftigt. Er überlegte, ob es ehrenhaft, Greta in Unwissenheit darüber zu lassen, daß er nicht seines Vaters legitimer Sohn sei, und doch durfte er es nicht aussprechen. Der Eid, den er vor seines Vaters Leiche geschworen, schloß für immer seine Lippen. Die Ehre seiner Mutter deckte dieser Schwur. Brach er diesen, so konnte auch jene nicht länger unverletzt bleiben.

„Nimmermehr irgend einer menschlichen Seele durch Worte oder Thaten sein Vergehen oder ihre Schande zu offenbaren,“ das hatte er geschworen und das mußte er halten, ob auch die Mutter tot war für die Welt. Dieser innere Kampf erschütterte ihn aufs heftigste. Liebe zog ihn nach der einen Seite und Liebe nach der andern. Das Ehrgefühl sagte ja und das Ehrgefühl sagte nein.

Aber was hatte denn dieser Ehrenpunkt in Wirklichkeit zu bedeuten? Er war ein bloßes Phantom. Welche Bedeutung hatte es für Greta, ob er von hoher oder niedriger Geburt war? Würde sie ihn deshalb mehr oder weniger lieben? Würde er deshalb ihrer Liebe mehr oder weniger würdig sein? Und inwiefern war denn seine Geburt niedrig? Nicht in Gottes Augen, denn Gott hatte auch die Stimme des Sohnes der Hagar erhört, nur in den Augen der Welt.

Solcher Art waren die Gedanken Pauls und so kam es, daß von dem, was den beiden am nächsten am Herzen

lag, dennoch kein Wort gesprochen wurde — besser, sie hätten nicht geschwiegen!

Der Morgen war prachtvoll, ein lichtstrahlender, junger Tag, wie er nur im Winter und im Norden dem Dunkel der Nacht entsteigt. Lächelnd schien die Sonne auf die weiße, frostglühende Erde herab.

In der Oyll war man schon früh auf und bald wurde es in allen Ecken und Winkeln lebendig. In einem blauen Tuchrock mit hellen Beinkleidern und einer geblümten, gelbseidenen Weste stieg Ratt die Treppen auf und ab von und in Pauls Zimmer. Paul selbst war noch nicht sichtbar. In der Küche ging das Geräusch, er habe sich noch nicht die Mühe genommen, sich zu waschen, und Ratt hatte mehr als einmal behauptet, er glaube, sein Herr wolle sich in Hemdärmeln trauen lassen. Mit nichts als mit Papieren, Federn, Siegelack und verglichen hatte er sich bis jetzt beschäftigt.

Vor dem Pfarrhaus sammelte sich eine bunte Gruppe von Landleuten in glänzendem Feiertagsstaat. Innen war alles in geräuschvollem Trubel. Greta war sehr ruhig und jeden Augenblick bereit, den Gang nach der Kirche anzutreten, aber eine Schar munterer junger Frauen war um sie versammelt und redete ihr zu, ihr braunes Kleid gegen ein hellblaues Seidenkleid zu vertauschen, einige Treibhausblumen ins Haar zu stecken und wenigstens einen Schleier zu tragen und nicht zu weinen, bis der Geistliche sagen werde: „Gott segne euch!“

Greta nahm alle diese Ratschläge mit Dank entgegen, vergaß sie aber sofort wieder. Ihre Miene verriet ängstliche Erwartung. Sie konnte sich selbst kaum erklären, was sie befürchtete, aber so oft sich die Thüre öffnete und ein neuer Gast erschien, fühlte sie ihr Herz erzittern.

Der Vikar stand neben ihr in einem Rock, der schon in seinen Jugendjahren altmodisch gewesen, aber sein graues Haupt, sein edles altes Gesicht, schön in seinem Ausdruck von Milde und kindlicher Treuherzigkeit, bedurfte keiner Kleiderpracht. Er glättete zuweilen Gretas Haar mit zärtlicher Geberde.

Borne erschien frühzeitig in weißer Weste, den Rock mit einer Rose geschmückt. Sein selbstbewusstes Auftreten war wenig im Einklang mit der Unruhe, die auf seinem Gesicht geschrieben stand. Er konnte nicht länger als eine Minute auf derselben Stelle sitzen. Er erhob sich, setzte sich, ging auf und ab, blickte durchs Fenster und suchte dann wieder nach Papieren in seiner Tasche.

Der Zug der Landleute hatte sich unter Anführung Toms, des Spielmanns, noch nicht lange in Bewegung gesetzt, als die Hochzeitgäste die Kutschen bestiegen und im Trab abfuhren. Dann trennte sich die Schar der Frauen an der Pforte mit manchem weisen Spruch.

Das Dorf lag halbwegs zwischen der Pfarrei und der Kirche und der Geiger mit seinem Zug marschierte mit einer raschen Weise hindurch, indem er manches Paar neugieriger Augen an die Fenster und Thüren lockte. Tom saß aufrecht im Sattel und spielte mit Macht. Als der Zug bei einer Gruppe von Jechern vorüberkam, welche sich außen vor dem Dorfkrug gesammelt hatten und den Zug mit lautem Hurra begrüßten, nahm Tom dies als einen Tribut für sein kunstfertiges Spiel auf und verbeugte sich mit möglichster Grazie.

Einigemal glitt sein Pony auf der gefrorenen Straße aus, dann fühlte sich Tom veranlaßt, sein entzückendes Spiel auf einen Augenblick zu unterbrechen und schleunigst nach dem Sattelnopf zu greifen.

Alles aber ging gut, bis der Zug nicht weit von der Kirche an einen Bach kam, der die Straße kreuzte. Da er leicht und ziemlich reißend, war er den Fesseln des Frostes entgangen. Ein Steg führte hinüber und die Männer bildeten jetzt eine Reihe, ihn zu überschreiten.

Da diese Brücke aber für Pferde nicht passierbar war, blieb Tom seine Wahl, er mußte durchs Wasser. Ohne den schwungvollen Marsch, den er eben spielte, zu unterbrechen, trieb er das Pferd mit dem Fuß an und es ging hinein, aber kaum hatte es in dem knietiefen Wasser zwei Schritte gemacht, als es wegen der intensiven Kälte, oder weil es über einen verborgenen Stein stolperte, oder aus Entrüstung über des Spielmanns Musik, oder aus reiner Teufelei am Ende plötzlich scheute, mit den Hinterbeinen ausstieg und den Spielmann kopfüber ins Wasser warf.

Mit Hurra und Hallo wurde Tom, naß bis aufs Gewissen, ans andere Ufer herausgezogen und seine Geige auf ihrer raschen Fahrt nachabwärts noch rechtzeitig eingeholt.

Das Abenteuer hatte die gute Folge, die Meinung des Geigers von der Wichtigkeit seiner künstlerischen Funktion auf ein bescheidenes Maß zurückzuführen und ihn an seine prosaischen Pflichten als Briefträger zu erinnern. Er griff in die Tasche, dabei hatte er ein Gefühl, als ob er die Hand in einen Sack voll Nale steckte, und zog einen Brief an Borne hervor. Er war ganz naß und die Tinte der Adresse fing an wegzulaufen.

Auch Tom fing an zu laufen. Er verließ seine wenig liebenwürdigen Freunde, eilte in die Kirche, dann in die Sakristei, da er wußte, daß dort ein Feuer brannte, und begann den Brief zu trocknen. Das Wasser hatte den Klebstoff aufgelöst und das Couvert war aufgegangen.

„Um so leichter wird er trocknen,“ dachte Tom und

ohne weiteres nahm er den Brief heraus, entfaltete ihn und hielt ihn ans Feuer.

Das Papier dampfte in der Hitze und Tom gleichfalls, als er Räderrollen draußen vernahm, dann Hurra und Lärm und laute Stimmen, welche nach ihm riefen.

Tom wußte, daß er an der Pforte hätte sein sollen, um die Braut mit einer heiteren Weise zu begrüßen, aber der Brief war noch nicht trocken, und doch durfte kein Augenblick verloren gehen. Tom breitete das Papier aus, hing es über das Kaminraster, in der Absicht, es später abzuholen und lief mit der Geige hinaus, um seine künstlerischen Pflichten zu erfüllen.

Kaum hatte Tom die Sakristei verlassen, als der Vikar eintrat. Er erblickte das Papier, nahm es vom Gitter und las es in aller Unschuld. Der Brief lautete wie folgt: „Morleys Hotel, Trafalgar Square, 28. Nov.“

„Lieber Borne! Der Mann, der in Neulands war, ist Paul Lother, Gretas Halbbruder. Paul Ritsen ist mein wirklicher Bruder, meines Vaters Sohn. Halten Sie dieses Geheimnis heilig wie Ihre Seligkeit, Ihren Stolz, Ihr Geld oder was Ihnen sonst am teuersten ist. Telegraphieren Sie mir heute den Namen ihres Hotels in London, die Zeit, wann Sie abfahren, sowie ob noch jemand, und wer, mit ihnen fährt.“

Ihr Hugo Ritsen.

„P. S. Die kleine Mercy wird lästig.“ Der Vikar hatte kaum Zeit, den Sinn der Worte, die er gelesen, auch recht zu fassen, als er gleichfalls genötigt war, die Sakristei zu verlassen. Braut und Bräutigam waren angekommen. Es war üblich, sie am Altar mit Musik zu empfangen. Die Funktion des Geigers war jetzt zu Ende. Der Vikar konnte nicht zugeben, daß die Geige in der Kirche ertönte. Hier war ein weniger weltliches Instrument erforderlich. Zu einer Orgel war die Kirche zu arm, auch die Rangstufe eines Harmoniums hatte sie noch nicht erreicht, aber sie besaß ein Accordeon, dessen Dienst der Vikar versah. Er warf also den Talar über seinen Kopf und ging in die Kirche. Dann stieg er auf die Kanzel, nahm das Instrument aus dem Schrank, in dem er es verwahrte, und begann zu spielen.

Borne hatte in seiner Eigenschaft als Rechtsbeistand einige Dokumente zur Unterzeichnung mitgebracht, und nachdem er die Braut an den Altar geführt hatte, eilte er, die Dokumente in der Sakristei niederzulegen. Eine dunkle Wolke hing noch immer über seinen Augenbrauen, als er die Kirche betrat. Er brütete über einen Brief, den er erwartet und nicht erhalten hatte. Vielleicht war es eine Folge dieses sehnlichen Wunsches, daß er sofort das Schreiben bemerkte, welches Tom zum Trocknen aufgehängt hatte. Der Vikar hatte es auf den Kamin Sims gelegt. Mit einem einzigen Blick sah Borne, daß es sein Brief war.

Tom war genötigt gewesen, dem Hochzeitzug durch die Kirche zu folgen. Er sah Borne, der sich an der Spitze befand, in die Sakristei gehen. Obgleich er gänzlich durchnäht war und seine Zähne klapperten, stand ihm der Schweiß doch auf der Stirne.

„Mein Gott, wie wird es nun werden?“ murmelte er. Er drängte sich durch die Menge und gelangte endlich in die Sakristei, aber er kam zu spät. Bornes Augen schossen Blitze in das verlegene Gesicht des Spielmanns, als er eine Erklärung von ihm verlangte.

Dieser erzählte, was vorgefallen.

„Und wer ist im Zimmer gewesen, seit Sie es verlassen haben?“

„Niemand, Herr.“

„Ist das sicher?“

„Ganz sicher!“ sagte Tom.

Bornes Miene hellte sich auf. Er las den Brief, und da er glaubte, daß ihn sonst niemand gelesen habe, war er zufrieden und steckte ihn in die Tasche.

„Vielleicht könnte ich ihn jetzt trocknen, Herr,“ sagte Tom.

Der Advokat antwortete nur durch ein verächtliches Knurren und ging.

Als Paul mit festem Schritt in die Kirche trat, sah er frisch und selbstbewußt aus. Seine Kleidung war einfach, sein Auge hell und klar und sein wallendes braunes Haar fiel von einer glatten, freien Stirne zurück. Als die heilige Handlung begann, senkte Greta ihr Haupt und Paul stand neben ihr unbeweglich, die Augen auf die Inschriften an der Wand gerichtet. In wenigen Augenblicken war die Trauung vollzogen, die Glocke in dem kleinen Turm läutete und die Hochzeitgäste verließen langsam die Kirche.

Vor derselben hatte sich die Menge um den improvisierten Schlitten versammelt. Auf dem Bock saß Tom mit der Geige in der Hand. Braut und Bräutigam sollten mit dem Vikar in diesem Fahrzeug zurückfahren, das eine Schar schlittschuhbewehrter junger Männer den gefrorenen Fluß hinabzuführen gedachte.

Bald flogen sie unter den scharfen Klängen von Toms Geige über die glatte Eisfläche dahin im strahlenden Licht des Morgens.

Obgleich sie einen längeren Weg zurückzulegen hatten, erreichten sie das Pfarrhaus doch zu gleicher Zeit mit den Kutschen, welche auf der Landstraße fuhren. Dann kam das Frühstück, eine solide Mahlzeit, auf den durch die Bergluft geschärften Appetit berechnet. Vikar Christian

führte den Vorsitz mit einem Lächeln, das so strahlend war wie Frühlingssonnenschein.

Nach dem Frühstück kamen die Toaste und Berne erhob sich, um auf die Gesundheit von „Herrn und Frau Ritsen“ zu trinken. Seine frühere Unruhe war ganz geschwunden, er lachte und scherzte fast übermütig.

Paul dankte der Gesellschaft mit männlichen, gut gewählten Worten und lud dann die Gäste ein, den Abend auf der Gyll zuzubringen.

Die Frauen hatten sich erhoben, um Greta bei den Vorbereitungen zur Reise behilflich zu sein. Bald stand der Schlitten vor der Thüre, beladen mit allerlei Gepäc.

„Lebt wohl! Lebt wohl! Lebt wohl!“

Vereinzelt zujauchzen, ein schwacher Versuch zu lächeln, ein unterdrückter Seufzer, dann offenes, unverhülltes Weinen beim Abschied — so fuhren sie ab. Das letzte, was Gretas umflorte Augen erblickten, war ein gesenktes weißes Haupt, umgeben von zahlreichen, in Jugend und Schönheit strahlenden Mädchengesichtern. Wie sie dahinslogen! Die Glut der untergehenden Sonne fiel auf ihre Gesichter.

Borne sah mit Paul und Greta im Schlitten.



Jagdschloß Meyerling unweit Baden bei Wien. Originalzeichnung von M. Ledeli. (S. 377.)

Bei dieser Antwort sah der Advokat auffallend vergnügt aus.

In zwanzig Minuten war der Bahnhof erreicht, als eben der Zug einfuhr. Paul und Greta stiegen in den letzten Wagen ein, welcher schon beinahe voll war. Einen Augenblick später fuhren sie ab.

Borne begab sich sogleich in das Telegraphenbureau, aber der Wein, den er reichlich getrunken hatte, spielte ihm einen Streich. Er hatte es sich in seinen an diesem Abend etwas konfuse Kopf gesetzt, daß er sich in Bezug auf Morleys Hotel geirrt haben müsse. Das war ja nicht Pauls, sondern Hugos Adresse, dachte er. So sandte er nun das folgende Telegramm ab:

„Mit Bahn abgefahren um neun. Adresse: Falke, Henden.“

Dann ging er zufrieden nach Hause.

Diesen Abend ging es hoch her auf der Gyll. Zuerst fand ein Festessen in der Halle statt mit Braten jeder Art, Speckfischen und anderen

„Wo, sagten Sie, werden Sie in London absteigen?“ fragte er.

„In Morleys Hotel,“ erwiderte Paul.

Delikatessen. Dann siedelte man in eine Scheune über, welche mit Talglampen illuminiert war. Starkes Bier und Beutel mit Tabak wurden umhergereicht, und während



• Eisverkauf auf dem Markt in Georgetown (Südamerika). Zeichnung von A. Morestier. (S. 380.)

die Gläser klangen und der Rauch aufwärts wirbelte, wurde ein Lied gesungen:

„Ohne Ankaufen, ohne Zagen
kann ein Mann das Glück erjagen,
Wenn sein Weib zu rechnen weih. —
Doch vergebens ist sein Svaren,
Arm bleibt er in späten Jahren,
Hilft ihm nicht des Weibes Fleiß.“

Endlich wurde die Tenne frei gemacht von allen. Das Faß Bier nur blieb, es wurde in eine Ecke geschoben und

Tom, der Spielmann, darauf gesetzt. Und nun ging's erst recht los mit Tanzen und Trinken, bis Tom's Musik endlich gar zu unregelmäßig wurde.

Im Pfarrhaus war es still diese Nacht, alle Gäste hatten sich entfernt — bis auf einen. Der Vikar saß vor dem erlöschenden Feuer, neben ihm der alte Laird Fischer. Keiner sprach. Lange Stunden verbrachten sie so in tiefem Schweigen, die alten weißen Häupter tief gesenkt.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Natur und Leben.

Das Reisen bei den Eskimos.

Das Bulletin der amerikanischen Gesellschaft für Erdkunde brachte vor einiger Zeit Mitteilungen des Forschers Dr. Voas, in welchem das Leben unter den Eskimos nach persönlichen Beobachtungen eingehend geschildert wird. Dr. Voas beschreibt unter anderem einen Reisetag wie folgt: Früh am Morgen kocht die Frau das Frühstück, während der Mann den Schlitten in

Aus unserer humoristischen Mappe.

Originalzeichnungen.



Ehemaliger Dienstmann (der das große Loos gewonnen):
„Geben Sie mir a Paar Glacehandschuhe.“
Handschuhmädchen: „Welche Nummer tragen Sie?“
Ehemaliger Dienstmann: „Nummer dreiunddreißig.“



Der kleine Hans (auf dem Kopfe stehend, zu seinem ältern Bruder, demostes Haupt): „Siehst Du, Frick, ich kann auf dem Kopfe stehen, und Du noch nicht einmal auf Deinen eigenen Füßen, wie Papa sagt.“



„Weißt Du, Frau, mit unseren Lehrlingen haben wir Pech, den vorigen habe ich fortgejagt, weil er konsequent mir und mich verwechselte hat. Der jetzige macht es aber noch schlimmer, er verwechselt auch noch „mein“ und „dein“!“



Forstwart (mit dem Forstmeister den bequemen Anstieg zu dem abzuwandernden Distrikt emporgehend und auf die aus den Spitzen des nächsten Amts- und Gerichtshäufchens bestehenden Jagdgasse, die unnützlichweise die Wand an fleißiger Stelle im tiefen Schnee emporklettern, hinweisend): „Wenn die da 'nauf mähle, möcht' ich e mal die Däute sehe!“



A.: „Was treibst Du denn eigentlich, weil man Dich so selten sieht?“
B.: „Ich repetire.“
A.: „Aber was kannst Du repetiren, Du hast ja überhaupt noch nicht studirt, Du hast ja im ganzen vorigen Semester geschwänzt!“
B.: „Das ist es ja eben, was ich repetire!“



„Warum bist Du denn in den letzten Tagen gar so traurig, Else, ist Dein Schatz auch mit in das Wanderv?“
„Ja, alle drei, gnädige Frau!“

Ordnung bringt. Nachdem die Ladung — Schlaffade, astronomische Instrumente, Jagdgeräte und so weiter — untergebracht und befestigt ist, werden die Hunde geschnitten und vor den Schlitten gespannt. Es macht großes Vergnügen, in einem leichten Schlitten, von guten Hunden gezogen, über gleichmäßige Eisflächen oder harten Schnee dahinzuschieben. Unter solchen Umständen kann man leicht an einem Tage bis zu siebenzig englische Meilen zurücklegen. Aber auch dann ist das Fahren eine harte Arbeit und erfordert viel Geschick und Aufmerksamkeit. Nach kurzer Zeit fängt ein oder der andere Hund an, träge zu werden; sogleich ruft der Träger seinen Namen und peitscht ihn, aber es ist notwendig, den gerufenen Hund zu treffen, weil, wenn

ein anderer getroffen wird, dieser sich beleidigt fühlt und sich auf den Hund stürzt, dessen Name genannt worden ist. Der Führer, welcher kein Gefecht unter seinen Hunden erlauben will, mischt sich in den Streit, und alsbald wirft sich die ganze Schar aufeinander und dann ist es eine heulende, beißende Masse. Keine noch so heftige Züchtigung vermag die kämpfenden Hunde zu trennen; das einzige, was man thun kann, ist, ruhig zu warten, bis ihre Wut nachgelassen hat, und dann muß man schließlich noch die ganz verwirrten Stränge auseinander klauen. Aber Vorsicht ist dabei geboten. Während die Stränge in Ordnung gebracht werden, muß der Führer scharf nach rückwärts blicken, um, sobald alles fertig ist, aufzuspringen. Da nämlich alle

Hunde im selben Augenblicke anziehen, sobald der Führer sich erhebt, und wie der Wind davonliegen, so ist man oft kaum im Stande, seinen Platz im Schlitten zu gewinnen. Ehe ich mit all den Gewohnheiten der Hunde bekannt war, wandte ich mich häufig zu meinem Gefährten, ihn nach dem Namen der Vorgebirge, Inseln und so weiter zu fragen. Während wir zusammen sprachen, dreht sich die Hunde herum, setzen sich plötzlich nieder, uns anblickend, als ob sie wissen wollten, was wir zusammen sprachen. Sie erlauben durchaus keine Unterhaltung zwischen den Reisenden, aber mit ihnen muß stets einer sprechen. „Hoy, hoy, nun lauft, lauft! Ach, seht ihr, dort steht ein Haus, ein reizendes kleines Haus! Nun lauft doch!“ — und so geht es fort.

Wenn der Führer nach rechts auszubiegen wünscht, knallt er mit seiner Peitsche an der linken Seite und ruft in singendem Tone: „Aua, ja aua, au aua!“ So lange er dies fortsetzt, wenden sich die Hunde mehr und mehr nach rechts. Wenn es sehr kalt ist, muß man dann und wann neben dem Schlitten herlaufen, um sich warm zu halten; daher ist der Reisende ziemlich erschöpft, wenn es Zeit ist, Halt zu machen und das Lager aufzuschlagen. Nun gilt es, zunächst ein Schneehaus zu bauen. Schneebälle werden mit dem Messer oder einer Mattenschwanzsäge geschnitten und so aufeinandergelegt, daß sie eine Höhle bilden. Natürlich ist ein solches Haus, welches nur für eine Nacht gebaut wird, sehr klein; nichtsdestoweniger kostet seine Herstellung zwei Stunden Zeit. Dann wird Feuer angemacht und alles, was sich auf dem Schlitten befindet, in die Höhle geschafft. Es währt etwa vier Stunden, bis die Reisenden ihre Mahlzeit einnehmen können, die unveränderlich aus Speck, gefrorenem Seehundsfleisch und Wasser besteht. Da ich mich mit etwas besseren Rüstgeheimnissen versehen hatte, so war es uns möglich, Kaffee oder Suppe zu kochen, und dies war für die mich begleitenden Eskimos von besonderer Anziehungskraft. In den Schneehütten, deren Thür durch einen Schneeblock verschlossen wird, ist es während der Nacht, wenn das Thermometer vierzig bis fünfzig Grad Fahrenheit unter Null steht, was meistens der Fall ist, recht kalt und unbequem. Ich war gewöhnlich froh, wenn der Morgen anbrach und wir unsere Reise fortsetzen konnten.

Anwendung des elektrischen Lichtes beim Fischfange.

Ueber die Anwendung des elektrischen Lichtes beim Fischfange bringt die Zeitschrift der Gesellschaft für Fischfang in St. Petersburg folgende Mitteilungen. Es ist eine allgemein bekannte Thatsache, daß bei den Fischen der Gesichtssinn bei weitem besser als der Geruch- und Gehörsinn entwickelt ist. Welche wichtige Rolle das Auge für die Fische beim Suchen der Nahrung spielt, ist namentlich den Forellenzüglern wohl bekannt, welche sich beim Angeln der verschiedenartigsten, oft nur in unwesentlicher Weise in Form und Farbe von einander abweichenden Fliegen bedienen. Daß der Fisch Licht und Farbe nicht nur sieht, sondern auch verfolgt, ist dem Menschen von alters her bekannt, und die Fische machen sich diese Thatsache beim „Stechen der Fische bei Fradelsheim“ zu Nutzen, eine Fangart, die namentlich in einzelnen Gegenden Russlands beliebt ist. Ferner streicht man in Norwegen in den Fjorden, wo der Lachsfang betrieben wird, die über Wasser befindlichen Teile der Felsen mit weißer Farbe an; die Lachse werden durch die Lichtwirkung gelockt, halten die weiße Fläche für einen Wasserfall, und indem sie sich über das Hindernis hinwegzuschließen suchen, fallen sie in die Längs der Felsen aufgestellten Netze. Neuerdings hat man die Beobachtung gemacht, daß an hell erleuchteten Ufern, Brücken, Dampfschiffen und so weiter der nächtliche Fischfang viel ergiebiger ausfällt, als an nicht beleuchteten Stellen des Wassers. In Russland hat man jetzt das elektrische Licht beim Fischfange eingeführt. Im Gouvernement Kowno liegt ein See Namens Drywato, welcher zur Hälfte einem dortigen Grafen (Pljater) und zur andern Hälfte der Geistlichkeit der benachbarten russisch-katholischen Kirchengemeinde gehört. Der Graf begann in dem ihm zugehörigen Teile des Sees den Fischfang mit Hilfe einer unter Wasser getauchten, zum Anlocken der Fische dienenden elektrischen Laterne zu betreiben. Natürlicherweise sah sich hiedurch die Priesterschaft in ihrer Fischereigerechtigkeit beeinträchtigt und suchte nunmehr zu erwirken, daß dem Grafen das neue Fangverfahren untersagt werde. In der russischen Gesetzgebung besteht indessen, wie wahrscheinlich auch in den Gesetzgebungen anderer Staaten, keine Bestimmung, auf Grund deren das Fangen der Fische unter Anwendung von Laternen untersagt werden könnte. Nun würden zwar die Interessen beider fischereiberechtigten Teile im Gleichgewicht bleiben, wenn jeder derselben sich beim Fischfang der Laterne bedienen möchte. Hiedurch würde aber der Fischbestand des Sees gar bald erschöpft werden. So schließt denn für solche Fälle — in Anbetracht des menschlichen Eigennutzes — das neue Fischfangverfahren, welches an und für sich, wie beispielsweise zum Fangen gewisser Fischarten oder von Fischen eines bestimmten Alters und so weiter von großem Nutzen sein könnte, nicht unbedingt wirtschaftliche Nachteile in sich. Noch wichtiger ist die Frage der Anwendung der Laterne beim Fange der Wanderfische in den Flüssen, wo die aus dem Meere kommenden Fische ohne Ausnahme an den unteren Fischereiplätzen vorbeischwimmen müssen, um zu den oberen Plätzen zu gelangen. So kam es in Astrachan vor, daß die dortigen Fischer oberhalb ihrer Fischereiplätze Dampfer ausstellten, welche die Aufgabe hatten, durch Aufweilen des Wassers die Fische zurückzutreiben, bloß damit diese nicht den oberhalb belegenen Fischereien zu gute kämen. Die elektrischen Laternen werden nun zwar nicht die am Tage wandernden Fische von ihrem Aufstiege zurückhalten, dagegen werden sie den nächtlichen Fischfang ins Leben rufen und den Fisch, der sich während der Nacht an den tieferen Stellen der Flüsse von der Anstrengung des Tages zu erholen pflegt, in Unruhe versetzen. Es ist kaum zu bezweifeln, daß hiedurch die Fortpflanzung der Fische, deren Fleisch- und Fettgehalt, sowie andere Eigenschaften erheblich beeinträchtigt werden würden, und es muß daher der Betrieb des Fischfanges mittels der Laterne als eine Frage angesehen werden, die der Beachtung der Gesetzgeber wohl wert ist.

Interessante Angaben über Beobachtung strenger Kälte.

Unter dem Nachschuß des bekannten Physikers Dove befindet sich ein in englischer Sprache geführtes Tagebuch, welches dem meteorologischen Institut überwiesen wurde und unter anderem folgende Angaben über Beobachtung strenger Kälte enthält. Vom 1. Oktober 1837 bis 30. September 1839 wurden zu Fort Confidence am großen Bärensee unter 66 Grad 40 Minuten nördlicher Breite und 119 Grad westlicher Länge von Gronowich, also hoch oben in Nordamerika, meteorologische Beobachtungen in Intervallen von drei Stunden angestellt. Folgende Beobachtungen außerordentlicher Kälte finden sich verzeichnet: 1839

am 8. Januar froh bei 49 Grad Fahrenheit das Quecksilber innerhalb einer halben Stunde zu einer festen Pistolenkugel zusammen und man konnte mit dieser gefrorenen Pistolenkugel durch ein goldartiges Brett schießen. Aus einer weiteren Beobachtung an einem kalten Tage, an welchem, beiläufig erwähnt, das Eis auf dem See fünf Fuß dick war, geht hervor, daß das Quecksilber bei — 39 Grad Reaumur des benützten Thermometers erstarrt war, der äußerste Grad von Kälte, welchen die Beobachter überhaupt verzeichnet haben. Wer dieselben gesehen sind und in welcher Art die dabei benützten Instrumente aufgestellt gewesen, ist in dem aufgefundenen Journal leider nicht angegeben.



Humoristische Blätter

Anekdoten und Wiße.

Ueber das Benehmen der Zuhörer beim Anhören der Musik ist bekanntlich schon manche scherzhafte Beobachtung geflossen, und es läßt sich denken, daß, je schöner die Musik und je kunstverständiger und zugleich nervöser der Zuhörer ist, auch sein Mienenpiel ein desto lebhafteres wird. Von einem vielgenannten, wohlgekannten großen Künstler erzählt ein Augenzeuge, daß derselbe vor einigen Jahren mit einem holländischen Kollegen der Aufführung der neunten Sinfonie auf dem nieder-rheinischen Musikfest in Aachen beizuwohnte. Die beiden saßen in einer Seitenloge und konnten um so eher ihren Gefühlen freien Lauf lassen, als sie den Augen der Zuhörer ziemlich entzückt waren. Hinsichtlich ihrer äußeren Erscheinung verhielten sich die beiden Männer im umgekehrten Verhältnis zu ihrer künstlerischen Größe. Der bedeutendere Künstler war klein von Wuchs, schmächtig, von einer fast bedrückenden Lebhaftigkeit und Hast des Mienenpiels, der Bewegungen und der mündlichen Äußerungen. Ganz das Gegenteil bildete Myrheer, der in majestätischer Breite, mit rundem, glänzendem Gesicht, Wohlwollen und Lebensfreude in den Augen, neben dem erregbareren Kollegen Platz genommen hatte. Der erste Satz begann und mit ihm eine Reihe wunderlicher Bewegungen des Kleinen. Es war ein Zucken, ein Nucken, ein Schütteln, ein Rütteln, bald schloß die linke Hand an die spärlich bewachsene Stirn, bald sank die rechte am Stuhle herab, bald hörte man ein Stöhnen, bald ein verstohenes Jauchzen, mit einem Wort: er war in Ekstase. Der Holländer betrachtete lange das seltsame Schauspiel; endlich leuchtete ihm ein, daß der Nachbar begeistert sei, und um die Ehre Hollands zu retten, fing auch er schüchtern an, einige Versuche in der begeisterten Geberdensprache zu unternehmen. Zunächst brachte er den Zeigefinger der rechten Hand an die Schläfe und verharrete eine Minute lang in dieser Stellung, dann rief er ein unartikuliertes Brummen aus, ließ den Kopf tief auf die Brust sinken, schüttelte ihn dann mit einer für seine Behäbigkeit bewundernswerten Fixigkeit in die Höhe und sah dem Nachbar mit einem unsagbaren Ausdruck in die Augen. Dieser hatte jetzt angstvoll, dann mit Kopfschütteln die Verrenkungen des Kollegen wahrgenommen; jetzt klopfte er ihn heftig auf die Brust und raunte ihm zu:

„Was fehlt Ihnen?“
Der Holländer sagte: „O — ich bin begeistert!“
„Sie begeistert?“ erwiderte der andere, und ein satanisches Gohnlachen bligte über seine Züge: „Venebelt sind Sie!“

Aus der Zeit der Zensur.

Am 19. Dezember 1788 erschien in Berlin, von dem mißliebigen Minister von Wöllner veranlaßt, ein königliches Edikt, worin alle im Inlande erscheinenden Schriften, bevor sie dem Druck übergeben werden durften, einer vorgängigen Zensur unterworfen wurden. Wöllner hatte zu einem der Zensoren den Konfistorialrat Cosmar ernannt. Zu seinem nicht geringen Erstaunen las der Minister am Schluß einer soeben in Berlin unter dem Titel „Allgemeine Zustände“ erschienenen Flugchrift die Worte: „Wehe dem Lande, dessen Minister Giel sind!“ In höchster Entrüstung ließ er den Zensor zu sich beiseiden, las ihm die Stelle vor und rief voll Zornes aus:

„Herr Konfistorialrat, habe ich Sie deshalb zum Zensor ernannt, daß Sie vergleichen zum Druck verfaßten?“

„Befehlen Excellenz vielleicht,“ erwiderte Cosmar, „daß ich anstatt 'Wehe' drucken lassen sollte: 'Wohl dem Lande, dessen Minister Giel sind!'“ Der Minister schwieg und entließ ihn.

Ein zweites bemerkenswertes Zensursüßlein stammt aus neuerer Zeit. Im Jahre 1842 war zu Köln der Polizeirat Dollschall als Zensor thätig. Er strich nun in der „Rheinischen Zeitung“ eine Anzeige, welche die Uebersetzung von Dantes „Göttlicher Komödie“ von Philalethes, hinter welchem Schriftstellernamen sich bekanntlich der König Johann von Sachsen verbarg, anklagte, und zwar mit dem Bemerkung: „Mit göttlichen Dingen soll man keine Komödie treiben.“

Immer derselbe.

Gattin: „Mann, den! Dir, die Köchin hat eben Deine gute Mundwäsche zerklagen.“

Gymnasial-Professor: „Dafür wird sie den ersten Gehang der 'Obpyser' dreimal abschreiben.“

Kurz und bündig.

Herr: „Mein Fräulein, ich liebe Sie!“

Dame: „Danke — gleichfalls!“



Aus allen Gebieten.

Leuchtender Anstrich.

Nachdem es gelungen ist, phosphoreszirende Stoffe von höchster Leuchtkraft, oder richtiger Fluoreszenz, herzustellen, gewinnt die Anwendung der sogenannten Leuchtfarben eine immer größere Ausdehnung. Während früher nur Zifferblätter, Schilder und Ähnliches gefertigt wurden, die gestatteten, das leuchtende Medium unter Glas zu bringen, fertigt man jetzt alle möglichen phosphoreszirenden Gegenstände. Leuchtende Zemente oder daraus hergestellte Reliefs und andere Verzierungen, allerlei Figuren und so weiter sind nichts Neues mehr. Eine gewiß eigenartige Verwendung der Fluoreszenz ist diejenige für Krustfische, Heiligenstatuen und derartige Bilder. Man glaube nicht, daß die Anfertigung derselben nur vereinzelt geschieht; im Gegenteil, eine förmliche Industrie derartiger Gegenstände hat sich herausgebildet; in Berlin bestehen allein mehrere solcher Fabriken. Dieselben arbeiten hauptsächlich nach dem Auslande und machen sehr gute Geschäfte. Einen solchen Anstrich setzte ich vor einiger Zeit im Auftrage einer auswärtigen Fabrik zusammen. Derselbe zeichnet sich sowohl durch seine Verwendbarkeit für derartige Gegenstände, als auch durch die Haltbarkeit seiner Leuchtkraft aus. Die Herstellungsweise ist nach Uhlands „Techn. Rundschau“: 20 Teile laubfreie weiße Gelatine, in 100 Teilen Wasser gelöst, alsdann 3 Teile eines chromsauren Salzes zugegeben, beziehungsweise darin gelöst und hierauf mit 10 Teilen möglichst hellem und dickflüssigem Bleiweiß oder besser Zinkweiß unter tüchtigem Rühren zu einer homogenen Masse vereinigt. Man muß aber hierbei genau darauf achten, daß die Mischung auch eine recht innige ist, da sonst später der Anstrich ungleich wird, indem in einem Teil derselben entweder zu viel Oel oder andererseits zu viel Leim vorherrscht und die Masse dadurch beim Trocknen fleckig wird. Nachdem diese Verfahrungsart festgestellt, nehme man 15 Teile des vorher angefertigten Phosphoreszenzpulvers und vermische dies unter gleichen Bedingungen mit vorliegendem Gemisch, damit dasselbe in der Masse gleichmäßig verteilt vorkommt. Das Ganze ist dann zum Streichen fertig, muß aber möglichst dem Licht entzogen werden. Will man den Anstrich leichtfließend herstellen, so erhöhe man die Wassermenge.

Bäume und Sträucher.

welche nach einer in England gemachten Erfahrung in Fabrik- und gartenbauartigen Gegenden gut gedeihen, und deren Anpflanzung sich daher vom Standpunkte der Hygiene und landschaftlichen Schönheit aus empfiehlt, sind, wie die „Naturw. Wochenst.“ berichtet: Platane, Pappel, Weide, Silberbirke (welche in London gut vorwärts kommen), Ulme, Eiche, Ahorn, Sykomore, Linde (welche aber oft von Ungeziefer zu leiden hat), Korkkastanie, Buche, Blutbuche, Tulpenbaum, Laburnum, Mandel, Feige (in London und Südeuropa), Maulbeerbaum, Holunder, Flieder und Erle (zumal für feuchte Gegenden).

Theetinktur.

Unter Suchong- und Pfefferthee, mit Rum oder Araf vier- undzwanzig Stunden (nicht länger) digeriert, dann abfiltriert, liefert eine Tinktur, die, auf Zucker genommen, ein höchst angenehmes, stärkendes und anregendes, mild zusammenziehendes Hausmittel abgibt. Ein Eßlöffel hiervon mit etwa $\frac{1}{2}$ Liter siedendem, gesüßtem und mit Zitronenzucker aromatisirtem oder mit Zitronensaft gesäuertem Wasser vermischt, liefert auf Reisen oder in Garzonwohnungen einen vorzüglichen, solchermaßen ex tempore bereiteten Thee.

Die Entfernung der Sonne von der Erde.

Ueber die Entfernung der Sonne von der Erde liegt jetzt von amerikanischer Seite eine neue Bestimmung vor. Bekanntlich hatten gelegentlich der beiden letzten Venusdurchgänge 1874 und 1882 fast alle zivilisirten Staaten Expeditionen ausgesandt, um die nötigen Beobachtungen zur genauen Bestimmung jener Entfernung anzustellen. Da es sich dabei um die Gewinnung des Maßstabes handelte, mit dem die Entfernungen im Welt-Raum gemessen werden, so war man sehr gespannt, wie groß sich der Fehler der bisherigen Annahmen aus dem Venusdurchgange ergeben würde. Es ist nun sehr interessant, daß das Resultat, welches Professor Hartnagel über die Verarbeitung der amerikanischen photographischen Aufnahmen des letzten Venusdurchganges mitteilt, denjenigen Wert fast vollkommen bestätigt, den man bereits seit 20 Jahren nach der Autorität Professor Newcombs fast allgemein angewandt hatte. Die Ausmessung und Berechnung der auf zehn verschiedenen amerikanischen Stationen erhaltenen 1475 photographischen Aufnahmen des Venusdurchganges von 1882 ergeben — nach dem bis jetzt gewonnenen Resultat — eine Parallaxe von 8".847 oder den Betrag der mittleren Entfernung der Erde von der Sonne zu 92,385,000 englische Meilen oder 20,036,000 geographische Meilen. Newcomb hatte als Sonnenparallaxe 8".848 angenommen. Die geschätzte Unsicherheit des amerikanischen Resultates beträgt 30,000 geographische Meilen; man kann also als neuestes Resultat der Messung der Entfernung zwischen Sonne und Erde in runder Zahl 20 Millionen Meilen annehmen.

Röhrenglocken.

Vor kurzem ist durch Zufall eine Entdeckung gemacht worden, welche von nicht geringer Bedeutung zu werden verspricht. Beim Anschlag frei hängender Messingröhre erklingen helle und weit durchdringende Glockentöne von wundervoller Klangfarbe. Obgleich diese Erfindung in Deutschland gemacht worden ist, so haben sich doch spekulative Amerikaner ihrer bemächtigt, und in Providence ist bereits, wie das Patent- und technische Bureau von Richard Lüders in Götting schreibt, eine Röhrenglockenfabrik in großem Maßstab entstanden. Die Klangstärke der Röhrenglocken ist bedeutend, wie man aus der Thatfache schließen kann, daß ein solches Rohr von 80 Millimeter äußerem Durchmesser, 13 Millimeter Wandstärke und 3 1/2 Meter Länge unter günstigen Umständen zwei oder drei Meilen weit gehört werden kann. Gegenüber den Glocken aus Gussstahl, welche bisher für Eisenbahnsignale zweck benützt wurden, dürften die Glocken aus Messingrohr nicht nur den Vorzug größerer Sicherheit gegen Zerspringen, sondern auch denjenigen größerer Billigkeit haben.

Befestigung von Eisen in Stein.

Man wendet hierzu in der Regel verschiedene Substanzen an, welche mancherlei Unbequemlichkeiten darbieten. Der Schwefel zum Beispiel verbindet sich allmählich mit dem Eisen, oxydirt und zerstört es; der Gips oxydirt es gleichfalls; es nimmt an Volumen zu und zersprengt dann den Zement; außerdem wird letzterer auch durch die Feuchtigkeit allmählich aufgelöst und zerstört. Der gewöhnliche Mörtel hält im Anfang nicht und bedarf langer Zeit, ehe er fest wird. Man wendet auch ein Gemenge aus Eisenfeile, Ruß, Weinessig an, aber die darin enthaltene Säure greift das Eisen an und oxydirt es so stark, daß es vermöge der Volumenvergrößerung oft die Steine zersprengt, in denen es befestigt ist. Das Blei endlich ist kostspielig. Ein sehr dauerhafter und wohlfeiler Kitt, der keinen dieser Uebelstände zeigt, wird erhalten, wenn man Harz schmilzt und in dasselbe so viel feingepulvertes und gesiebtes Ziegelmehl einrührt, daß das Gemenge, so lange es noch heiß ist, noch leicht fließt. Nachdem man diese Masse eingegossen hat, kann man in den Zwischenräumen kleine, vorher erwärmte Ziegelfstücke einpassen. Dieser harzige Zement verbindet sich sehr innig mit dem Stein und dem Eisen, es ist im Wasser unlöslich, greift das Metall nicht an und ist wohlfeil.

Neu getünchte oder tapezierte Stuben vom üblen Geruch zu befreien.

Den ebenso unangenehmen als ungesunden Geruch neu getünchter oder tapezierter Zimmer kann man auf folgende Weise vertreiben: Nachdem man die Fenster und Thüren solcher Räume geschlossen hat, bringt man glühende Kohlen hinein und streut einige Hände voll Wacholderbeeren darauf. Nach etwa zwölf Stunden öffnet man alle Fenster und Thüren, damit frische Luft eindringen kann, und man wird finden, daß der üble Geruch vollständig verschwunden ist.

Rezepte.

Silberne Leuchter, die durch geschmolzenes Wachs oder Stearin verunreinigt sind, taucht man in siedendes Wasser. So können sie leicht gereinigt werden, ohne an schönem Aussehen im mindesten einzubüßen.

Scherzrebus.



Auflösung der altägyptischen Inschrift Seite 369:

O Iskra, das ist a Madel, wie i no nie a g'fehn hab, i muß sehn, ob i Rissi mal persuadire ka, die Lina einzulade.

Auflösung des Rätselsprungs Seite 369:

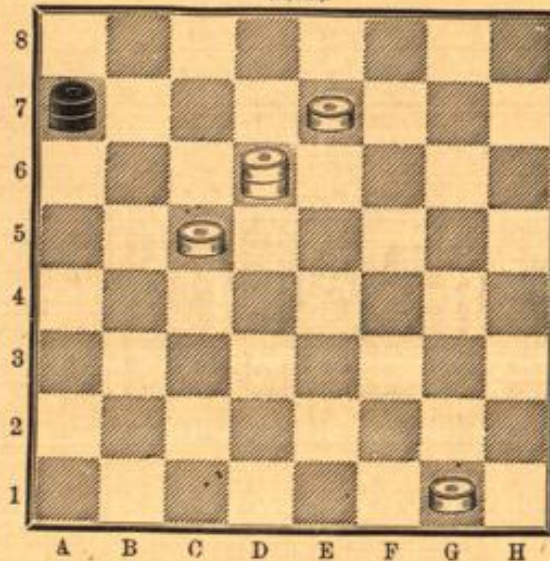
Und wie ich sonst vom Rindstall
Mein einiam Waldehaus geliebt!
Was hat mein Rindstall gewacht?
Daß es auch solche Schmerzen gibt!

Rum kam und zog er allzufröhlich,
Und machte mich so ganz allein!
Und mach' mein Herz an dich so reich,
Wenn du' ich seht — Sie ist nur sein.
„Amaranth“ von C. von Redwitz.

Damenspiel.

Aufgabe Nr. 8.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und gewinnt.

Auflösung der Damenspiel-Aufgabe Nr. 7, Seite 345:

- | | |
|-----------------------------|------------------------|
| 1) B 2 - C 3 | 1) D. A 3 - E 7 (F 8). |
| 2) D. E 5 - F 6 (G 7) | 2) D. + |
| 3) D. D 4 - E 3 (F 2) | 3) D. + |
| 4) A 5 - C 3 + und gewinnt. | |
- A.
- | | |
|-------------------------|------------------|
| 1) D. E 5 - F 4 | 1) D. A 3 - C 1. |
| 2) D. D 4 - E 3 | 2) D. + |
| 4) A 5 - C 3 + gewinnt. | 3) D. + |
- B.
- | | |
|-------------------------|------------------------|
| 1) D. D 4 - A 7 + | 1) A 7 - B 6. |
| 2) D. E 5 - F 6 (G 7) | 2) D. A 3 - E 7 (F 8). |
| 3) D. A 7 - E 3 (F 2) | 3) D. + |
| 5) A 5 - C 3 + gewinnt. | 4) D. + |
- (Andere Spielarten leicht.)

Der Autor der Aufgabe Nr. 7 ist Gustav Schneider in Wien.

Magisches Quadrat.

a	a	e	g
g	i	i	i
i	l	l	m
r	r	s	s

Die in vorstehendem Quadrat enthaltenen Buchstaben sind so zu ordnen, daß die senkrechten wie die wagerechten Reihen gleiche Wörter ergeben.

Auflösung des Rätsels Seite 369:

Pi (π), Pilafter, Pilafter.

Kleine Korrespondenz.



Hrn. J. O. St. in Bären. Wir würden Ihnen raten, sich an den Gewerbeverein in Stuttgart direkt zu wenden. Wir möchten nicht gern in solchen Dingen Garantie übernehmen.

Hrn. E. P. in Braunschweig. Wir glauben, daß die Anzahl der Leser auf diese Weise die Lösung findet.

Abonnent H. Rübsamen in Halle. In Hamburg besteht ein Verein für Handlungscommis, Reichstraße Nr. 1, I., der im Jahre 1888 laut seinem Zirkular 2796 Stellen vermittelt haben soll. Richten Sie Ihre Bitte an diesen.

Hrn. R. R. in Böhmen. Es ist uns ein Brief für Sie hinsichtlich eines vierzähligen astronomischen Fernrohrs eingelaufen. Wir bitten um genaue Angabe Ihrer Adresse.

Hrn. D. P. in G. Nicht ohne Talent, jedoch in der Form noch etwas ungeläufig.

Hrn. G. Koller in Mainz. Des galvanisierten Stahlblechbootes wegen wenden Sie sich am besten an das Patentbureau von R. Lüders in Götting.

Hrn. Emilie Sarron in Berlin. Bern, Zürich, Genf am geeignetsten für Ihre Ansprüche.

Abonnent G. J. in Minden. Wir bitten Sie, über Ihr Manuskript verfügen zu wollen.

Hrn. J. M. in R. Versuchen Sie es mit dem Baseline-Pederfett von A. A. David in Oberbach a. R.

Hrn. Jul. Wagner in Danborn. 1) Der Jahrgang 1884 der „Illustrierten Welt“ kostet broschiert M. 2.50 (ermäßigter Preis).

2) Eine hohe wissenschaftliche Ausbildung nicht.

Hrn. J. L. — A. v. Fr. — Gise W. — M. P. Wir haben Ihre Karte dem Statistiker überliefert.

Hrn. J. St. in Rbg. fragt an, wo sich in Bayern oder Württemberg Seidenraupenzuchtanstalten befinden, die Eier, Puppen etc. abgeben. Wir haben darüber nichts in Erfahrung bringen können.

Hrn. J. Persir in Kiel. Wenden Sie sich an die Annoncen-Expedition von Meise, auch in R. ist ein Vertreter dieser Firma.

Hrn. A. R. in H. Besen Dank! aber für unser Journal nicht geeignet.

Abonnent J. P. in H. Zu leicht! Unsere Rätsellöser sind sehr scharfsinnig, denen darf man solche Rätsel nicht zu machen geben.

Hrn. R. in J. Wir danken Ihnen bestens und wollen Ihr Regent hier an dieser Stelle veröffentlichen, natürlich ohne — da wir nicht Gelegenheit gehabt, eine Probe zu machen — die Verantwortlichkeit dafür zu übernehmen. Man nimmt ein kleines Gläschen, füllt es mit dem fraglichen Wein, bedeckt die Öffnung desselben mit dem Finger und verkehrt es mit derselben nach unten in ein Glas frisches Wasser. Ist der Wein echt, das heißt nicht fabriziert, so fließt, wenn der Finger von der Öffnung des Gläschens entfernt wird, nichts ab, im entgegengekehrten Falle aber drängen sich die beigemengten Stoffe, als: Sirup, Farbstoff etc., in das Wasser heraus und es bleibt, wenn man das Gläschen wieder bedeckt mit dem Finger aus dem Wasser herausnimmt, nur eine schmutzige Flüssigkeit übrig, die etwas nach Alkohol schmeckt.

Wichtige Lösungen von Rätseln, Rebus, Charaden etc. sind uns zugegangen von: Hrl. Margarete Leupke, Dresden; Elise Kusterholz, Wadensweiler; Malvine Amar, Pest; Antonie Weitzke, München; Olga Gushajus, Bremen; Wilhelmine Niemeyer, Brandenburg; Wanda Steinau, Bayreuth; Antonie Gille, Straßburg; Anna Maul, Hannover; Frida Stein, Chicago; Frau Franz Hagedorn, Hannover; Amalie Priken, Stettin; Emma Rudlich, Wien; Hrn. A. Heller, Jansbrud; A. Bödel, Jägerndorf; J. Bernstet, R. Kettig, Reumied; H. Kellner, Prag; A. Kehler, Gisleben; O. Daimler, Bernberg; G. Rolke, Rannheim; J. Breidenbach, Koblenz; W. Hauslein, Posen; L. Wichter, Linz; H. Freund, Wien; G. Knigge, Rem-Hart; J. Bäumer, Ulm; W. Renner, Stettin; J. Hallier, Merseburg.

Korrespondenz für Gesundheitspflege.

Anton Sch. in Teplitz. Gegen biden Hals, Blähholz, wendet man das Jod und Jodtinktur innerlich und äußerlich an; jedoch darf die Anwendung selbstverständlich nur nach ärztlicher Verordnung und Vorschrift geschehen.

Junge Frau in Freudenthal (Schlesien). Zur Minderung dieses Leidens sind Einspritzungen mit lauwarmem Wasser, dem gehobener Alaun, 1 Eßlöffel auf 1 Liter, zugefügt ist, mittels des Irrigators zu empfehlen. Vor allem aber raten wir zu einer ärztlichen Untersuchung zur Feststellung der eigentlichen Ursache. Dr. Sch.

Anfragen.*)

14) Wer ist geneigt, gut gespannte Schmetterlinge, eventuell auch lebende Puppen oder Eier zu kaufen?

Entomolog in Böhmen.

*) Beantwortungen dieser Fragen aus unserem Leserkreis werden wir mit Vergnügen an dieser Stelle veröffentlichen, wie wir auch stets zur unentgeltlichen Aufnahme passender Anfragen von Seiten unserer Abonnenten bereit sind.

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Hugo Rosenthal-Bonin.

Deutscher Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

In Wilhelm Jordan's hebenzigstem Geburtsfest!

In neuer Auflage ist in unserem Verlage erschienen:

Die Gebaldis.

Roman aus der Gegenwart von
Wilhelm Jordan.

Zweite, durchgesehene Auflage.

(Viertes und fünftes Tausend.)

2 Bände. Preis geh. M. 10.—; fein in Leinwand geb. M. 12.—

Die Gestalten imponieren, die Naturbeschreibungen sind hinreichend und auf das allerschärfste mit der Handlung verknüpft, die Sprache vergeistigt und schöpft aus der Fülle. — Ein Buch, das so viel pro und contra werden wird, daß man es gelesen haben muß, um mißsprechen zu können.

St. Petersburger Zeitung.

Der Roman ist reicher an Gedankeninhalt, als zwanzig Leihbibliothekentomane zusammen und seine Tendenz wird der Humanität und modernen Bildung gerecht.

Blätter für literar. Unterhaltung, Leipzig.

Wie derselbe Mann so vertraut sein kann mit den Lehren und Gebräuchen der verschiedenen Religionen, mit so verschiedenen Wissenschaften, Theologie, Astronomie, Philosophie, Zoologie, Philologie, Physik, Chemie, mit der Natur so verschiedener Länder, Seelunde, Mechanismus der Schiffahrt, ist im höchsten Grade staunenswerth.

Allgemeine Kunst-Chronik, Wien.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Kleine Inseraten-Annahme bei Rudolf Mosse Anzeigen für die Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes. 1 M. Reichswährung. in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

